

Die Alten und die Neuen





Die Alten und die Neuen

Roman von M. Kautsky

Zweiter Band

Leipzig

Carl Reißner

1885

Erstes Kapitel

In dem Konversationssaal des Parlamentsgebäudes, in den das Sonnenlicht von oben durch eine Glasdecke gedämpft hereinfiel und auf dem glatten Parkettboden ruhte, der mit einem breiten Laufteppich von Velours bedeckt war, war es zur Stunde leer und stille.

Die Sizung hatte begonnen und hielt die Mitglieder des Parlaments gegen ihre sonstige Gewohnheit in dem großen Sizungssaale fest.

Es war ja ein tägliches Vorkommnis, daß, während ein Mitglied der Rechten sprach und seine Ansichten darlegte und verfocht, die Linke einstweilen den Saal verließ, um erst nach Beendigung des Speechs wieder zurückzukehren, und in gleicher Ungenirtheit lichten sich die Reihen der Rechten, sobald einer von der linken Seite des Hauses das Wort ergriff.

Man wußte ja im vorhinein, welche Anträge gestellt würden, was dieser oder jener darin vorbringen würde, und sollte in der Tat eine neue, geistreiche Wendung vorkommen, eine unvorhergesehene Aposrophe eintreten, so konnte man das bequemer und in aller Ausführlichkeit aus den Zeitungen erfahren.

Nur wenn ein Redner Pikantes erwarten ließ, oder wenn die Debatte zu einem Interessenkampf der Parteien anwuchs, wo die Leidenschaften heftiger anei-

nander plazten und persönliche Gegnerschaft zum Worte kam, da pflegten nur wenige zu fehlen, und dann bot das Haus den imposanten Anblick seiner gesammten Mitglieder, und außerdem den eines dicht gedrängten Auditoriums in den Logen und auf den Galerien.

Ein solcher Fall war auch heute zu verzeichnen. Die Versammlungshalle und Couloirs waren verödet; nur Huissiers, die weiße Binde am Arm, glitten geräuschlos hin und wieder, und ebenso sachte traten die Stenographen auf, die, eben abgelöst, aus dem Sitzungs- saale kommend, ihre stenographischen Aufzeichnungen zu revidiren suchten.

Ein großer wohlbeleibter Mann, mit dem roten Gesicht des Apoplektikers und einem weit herabfallenden Demokratenbart, kam jezt durch das Vestibule hereingeschritten; er sah höchst imponirend aus und nickte den Huissiers herablassend zu. Sein Gang, seine ganze Persönlichkeit hatte etwas Wuchtiges.

Man sah es diesem Manne an, er war von dem ungeheuersten Respekt gegen sich selbst erfüllt und von der Ueberzeugung, daß die übrige Menschheit alle Ursache hätte, ihm gegenüber es auch zu sein.

Er kam in die engen Couloirs, die um den Sitzungs- saal herum sich erstreckten. Hier konnte man die

Stimme des Redners schon mit einiger Deutlichkeit vernehmen.

Es war eine klare, volltönende Stimme; sie klang ruhig und bestimmt, und schien durch Wohlklang und rhetorische Gewandtheit die Zuhörerschaft zu fesseln.

Der Wichtige warf den Kopf in den Nacken.

„Baron Reinhalt?“ fragte er nachlässig einen an ihm vorüberhuschenden Hussier.

„Ja, Herr Biedermann, der Baron spricht schon seit einer Stunde.“

Herr Biedermann zog die breiten Lippen ironisch herunter und murmelte etwas von „breitgetretenen Phrasen“ in seinen Demokratenbart. Da wurde die Stille plötzlich unterbrochen, ein Sturm tobte durch das Haus.

Es war ein ganz wütendes Händeklatschen, ein lautes Bravorufen, von Zischlauten und höhnischem Lachen durchmengt, und als diese lärmende Kundgebung sich gelegt, pflanzte sich die Erregung, einem dumpfen Brausen gleich, durch den immensen Raum noch fort.

Herr Biedermann hatte eine der kleinen Türen, die von den Couloirs aus zu den obersten Bänken der Abgeordneten führen, geöffnet, und steckte den Kopf durch dieselbe. Seine Augen überflogen den Saal, der

in seiner überreichen Architektur und Dekoration, der imponirenden Anzahl der Parlamentsmitglieder und dem distinguirten Publikum seiner Galerien einen glänzenden und bewegten Anblick bot.

Der Redner stand noch aufrecht auf seinem Platz auf der linken Seite des Hauses. Er hatte eine Pause eintreten lassen und erwartete den Moment, wo der Lärm sich gelegt haben würde, um fortzufahren.

Das Oberlicht des Saales warf durch matte Gläser eine gedämpfte Helle über das hocherhobene Haupt des Baron Reinthal. Seine Haltung war vornehm und geschmeidig wie immer, er lächelte, als hätte er nur Liebenswürdiges gesagt, das alle Welt entzücken müßte, und doch hatte er soeben die Regierung in heftiger Weise angegriffen, ihre Sünden und Unterlassungen ihr vorgehalten, ihre Maßnahmen der herbsten Kritik unterzogen. –

Die Mehrzahl der Abgeordneten der Rechten, die ihre Bänke verlassen, hatten sich im Parkett unter dem Redner zusammengeschart, in dichten, kompakten Massen umstanden sie ihn, erregten Antlizes, in heftiger Gestikulation das soeben Gehörte untereinander diskutirend.

Auf den Galerien, die von der Opposition besetzt waren, wirkte die freudige Bewegung, die aufflammende Bewunderung über die Kühnheit des Redners

noch fort, und besonders die Blicke der Damen, mit oder ohne Lorgnon, weilten mit schwärmerischer Begeisterung auf dem schönen Parlamentarier.

Dieser führte ein Glas Wasser an seine Lippen, um sie zu nezen; seine Augen richteten sich nach einer Loge, in welcher eine Dame von üppiger Schönheit und geschmackvoller Toilette Platz genommen. Neben ihr saß ein junges Mädchen von äußerster Einfachheit, das der ganzen Debatte mit Aufmerksamkeit zu folgen schien.

Es war Helene und Elsa, Reinthal grüßte sie mit den Augen, und sich hierauf wieder seinem Auditorium zuwendend, begann er aufs neue.

Der Präsident, der scheinbar kalt, in strenger Würde auf seinem Stuhle saß, griff instinktiv nach der Glocke, um den Sturm, den er voraussah, nach Möglichkeit zu beschwören.

Herr Biedermann zog seinen Kopf zurück und schloß die Tür. Er wendete sich dem kleinen Buffet zu, das hier zunächst aufgestellt war, um die Herren Abgeordneten in bequemster Weise mit Erfrischungen zu versorgen.

Herr Biedermann fand es vernünftiger, eine solche zu nehmen, als in den heißen Saal zu treten und den Schluß einer Rede anzuhören, die, seiner Meinung

nach, aus seinem Munde viel bedeutsamer geklungen hätte.

Er war, wenn auch ein reicher Gutsbesitzer, doch ein Mann aus dem Volke, ein Demokrat, seiner Popularität kam keine gleich, denn hinter ihm standen „Millionen“, wie er wiederholt sich gerühmt, und nun dachte dieser Aristokrat ihm dieselbe streitig zu machen, sich selbst als Volksmann aufzuspielen. Es wurmte ihn. Unmutig warf er sich in einen Sessel neben dem Buffet und bestellte eine Flasche Bordeaux. Er trank gern und viel, der Herr Abgeordnete.

Der Lärm im Saal hatte sich gelegt, und wieder ertönte hell und klar die Stimme des Sprechers, die nur von einzelnen kurzen Ausrufen, Zeichen des Widerspruchs oder des Beifalls, unterbrochen wurde.

Mehrere Abgeordnete der Rechten, die in den Couloirs auf und abgegangen, um sich zu sammeln oder der überfließenden Galle Luft zu machen, eilten wieder in den Saal zurück.

Prinz Sturm, der mit seinen großen, gepflegten Händen erregt über die Haare seines Hinterkopfes fuhr und sie vom Genick aus aufwärts strich, kam mit Graf Falkenau und einem vielbekanntem Professor der Nationalökonomie im eifrigen Gespräch vorüber.

„Ich stimme Ihnen ja zu,“ sagte Falkenau, „er hat viel Vortreffliches gesagt, einiges mag als unanfechtbar

gelten, und er hat vor allem bewiesen, daß er ein glänzender Redner ist.“

„Der uns gleichwohl nicht in dem Maße imponirt, als Sie so gerne glauben möchten, mein lieber Professor,“ sagte Prinz Sturm spiz hinzu.

Der Professor wiegte den Kopf hin und her:

„Ich wollte Ihre Aufmerksamkeit ja nur auf das Werk lenken, aus dem Baron Reinthal seine Sachkenntnis geschöpft hat, und das ihm ein so logisch gesichtetes und gegliedertes Material an die Hand gegeben hat, das er mitunter wörtlich zitirt.“

Prinz Sturm strich noch immer an seinen Haaren herum.

„Es ist also ein Werk, das unter euch Katedermenschen einiges Aufsehen erregt?“

„Es ist zugleich der Beachtung des Politikers und Staatsmannes werth,“ entgegnete der Professor.

„Und von wem ist es?“ fragte Falkenau.

„Der Verfasser zeichnet Manlius, jedenfalls ein Pseudonym.“

„Und das Werk ist soeben erst herausgekommen?“

„Es ist ganz neu, Baron Reinthal mußte wohl auf sein Erscheinen schon vorbereitet sein.“

„Ah, dieser Manlius ist also von ihm inspirirt?“

„Das ist er nicht. Der Verfasser gelangt darin zu Schlüssen und positiven Vorschlägen, die durchaus

nicht im Sinne der liberalen Partei liegen. Er vertritt vielmehr die Sache der untersten Stände.“

„Ich werde das Buch lesen,“ sagte Falkenau bestimmt. Er nahm seine Tafel und zeichnete darin den Namen Manlius.

„Ein fähiger Kopf,“ bemerkte der Professor, und leiser, nur gegen das Ohr Falkenau geneigt, „man sollte den wahren Namen des Verfassers zu erfahren suchen.“

„Ich werde ihn erfahren,“ sagte Falkenau.

Sie verfügten sich in den Saal zurück. - - -

Herr Biedermann füllte sein zweites Glas.

„Die Rechte ärgert sich,“ meinte er, indem er einem jungen Mann zunickte, der Advokat war, und in diesem Hause gleich ihm der äußersten Linken angehörte, „sie ärgert sich gewaltig, und hat doch nicht Ursache dazu.“

„Nun, Baron Reinthal spricht gut und scharf,“ entgegnete der junge Doktor. „Er hat heute einen glänzenden Tag, und es nimmt mich Wunder, daß ihm der Präsident noch nicht den Ordnungsruf erteilt.“

„Pah, einer, wie der Baron, tut ihnen ja doch nicht wehe.“

Biedermann verzog den Mund zu einem wegwerfenden Lächeln, das in ein sehr bewußtes überging, „ja, wenn ich mich bei der Debatte zu Wort gemeldet

hätte, ich hätte ihnen das ein wenig anders gesagt.“
Er warf sich in die Brust und steckte die Finger in die Ärmelausschnitte seiner Weste, es war die Haltung, die er auch als Parlamentsredner anzunehmen beliebte. „Sie, man kennt meine Schmerzensschreie über die Lage des Volkes, man kennt auch ihre Wirkungen auf das Volk, hier hat man freilich die Gepflogenheit, über alles zu lachen, und so lachen sie auch über mich. Sie haben gut lachen, die in der Wolle sitzen.“

„Nun, Sie sitzen ja auch hübsch warm, Herr Biedermann.“

„Das genirt mich nicht, aber sie mögen sich hüten! Wenn sie mich wieder einmal provozieren, so werde ich ihnen gerade heraus und unverblümt die Wahrheit sagen. Ich habe den Mut dazu, bei Gott, ich bin kein Feigling!“

„Wir wissen das, nachdem Sie es uns so oft gesagt haben.“

„Man kennt meinen Patriotismus.“

„Sie sind doch eigentlich ein Roter?“

„Etwas schattirt; nur in gewisser Hinsicht bin ich ein Roter, und in dieser Hinsicht werde ich immer röter.“

Der junge Doktor nickte malitiös, indem er das apoplektische Gesicht des andern betrachtete.

„In dieser Hinsicht ist jeder Zweifel ausgeschlossen.“

„Ich gehöre nicht zu denjenigen, die nicht Farbe bekennen, ich trage meine Gesinnung stets offen zur Schau. Ich bin ein Volksmann durch und durch, und ich sehe meine höchste Aufgabe darin, das Volk zu beglücken.“

„Sie werden am Ende noch dazu gelangen, die soziale Frage zu lösen.“

„Das kommt später, das drängt noch nicht, wir haben vor der Hand noch Wichtigeres zu tun. Uebrigens wäre diese Lösung nicht allzuschwer, es kommt nur darauf an, die Sache beim rechten Zipfel anzufassen.“

„Ja, darauf wird es ankommen.“

„Aber die Begriffe sind da ziemlich verwirrt, ich sage Ihnen, mein lieber Doktor, es herrscht so gut wie gar keine Klarheit in der Sache. Da streiten die Leute um die Lohnverhältnisse herum, da bringen sie etwas auf von einem Maximalarbeitstag, Unsinn, darum kann sich vor der Hand noch nicht handeln. Es handelt sich zunächst um eine bessere Vormundschaft über das arbeitende Volk.“

„Wie meinen Sie das?“

„Die Leute wohnen miserabel, man müßte ihnen aber befehlen, ihre schlechten gesundheitsschädlichen Quartiere zu verlassen, diesen Herd der Ansteckung.

Sobald sie besser wohnen, werden sie gesünder sein, sie werden dann mehr arbeiten können und mehr verdienen, da haben Sie die Lösung. Dann vermöchte auch unsereiner mit ihnen umzugehen, um im guten Sinne, im echt christlichen Sinne, Sie verstehen mich, auf sie zu wirken, aber so -. Sehen Sie, bei meiner ungeheuren Popularität – ich habe Millionen hinter mir – muß ich doch hie und da mit den Leuten verkehren, sie drängen sich an mich, und da kneipe ich dann mit ihnen. Aber es kostet mich einige Ueberwindung, ich leide unter ihre Armseligkeit, und mitunter auch unter ihrer Dummheit.“

Der Doktor nickte in seiner anzüglichen Weise: „Die Welt hat am häufigsten unter der Dummheit zu leiden.“

Entschieden, ganz entschieden, deshalb trete ich auch für die Aufklärung ein, für die Bildung des Volkes,“ er schenkte sich den Rest aus seiner Flasche ein und stürzte ihn hinunter, „ich kämpfe unaufhörlich dafür, aber -“er nahm eine geheimnisvolle Miene an, „es gibt jezt solche Strömungen -! Da haben sie die Christlichen und die Sozialen, die gehen auseinander, ich habe nun die Idee, das heißt, ich habe auch die Idee, sie miteinander zu verbinden. Dabei werde ich immer die persönliche Freiheit verteidigen. Das Individuum muß frei sein. Ich muß z.B. tun können, was

ich will. Meine Stellung, meine Bildung bieten sichere Garantien, daß ich nie etwas Dummes tun werde.“

Ein tosender Lärm, lautes Bravorufen, wütendes Händeklatschen schnitt jede weiter Auseinandersetzung ab. Der Doktor und Biedermann näherten sich der Tür, aber diese ward aufgerissen und eine Anzahl Abgeordneter drang in die Couloirs in augenscheinlicher heftiger Bewegung.

„Er hat den Ordnungsruf erhalten.“

„Der Präsident hätte ihm längst das Wort entziehen sollen.“

„Es ist unerhört!“

„Und die Galerien haben mitgeklatscht und mitjubelt.“

„Er hat die Regierung in der frechsten Weise angegriffen.“

„Das kann zu einer Krise führen.“

So erscholl es wild durcheinander.

Bald darauf trat Reinthal mit mehreren Mitgliedern der Linken ein. Er hatte seine Rede beendet. Alles drängte sich ihm nach. Seine Anhänger beglückwünschten ihn und die Ovationen, die dem geistvollen Redner, dem freimütigen Abgeordneten schon im Saale dargebracht wurden, setzten sich hier fort.

Reinthal dankte allen in seiner liebenswürdigen gewinnenden Weise; sein Lächeln war strahlend und

sein schönes Gesicht leuchtete förmlich in Befriedigung auf.

Prinz Sturm und Graf Falkenau waren aus den Couloirs in das Konversationszimmer gekommen; ein hoher geistlicher Würdenträger gesellte sich ihnen zu.

„Er ist wahnsinnig in seiner Opposition,“ sagte Graf Falkenau halblaut, an seinem Schnurrbart herumreißend, „von der Kritik der bestehenden Verhältnisse ist er zu Anklagen übergegangen und von seinen Forderungen zu Drohungen.“

„Und seine Partei steht wie ein Mann zu ihm,“ rief Prinz Sturm, und nicht ohne teatralische Emphase setzte er hinzu: „Diese Elenden, als Freunde des Volkes schreien sie sich aus, und doch ist ihr einziges Streben, dieses Volk seiner höchsten und wertvollsten Güter zu berauben und uns jeder Macht über dasselbe.“

„Die Kurzsichtigen! Diese Bestrebungen, die uns verdrängen sollen, werden nur ihren eigenen Ruin besiegeln.“

„So ist es, sie kokettiren mit ihrem Volkstum und prahlen mit ihrer Aufklärung und Freigeisterei, aber noch einen Schritt weiter und die Geister, die sie heraufbeschworen, werden sie nicht mehr los.“

Der Kirchenfürst hatte ruhig zugehört, er hatte ein feines kaltes Lächeln und gleich kühl und ruhig war der Ton, mit dem er jetzt in die Konversation eintrat:

„Sie sind in der Minorität, darum wagen sie sich so weit vor; sie stellen Forderungen, weil sie voraussetzen, daß sie nicht angenommen werden.“

„Ah, Sie meinen, Eminenz -“

„Daß sie nur den Schein der Freisinnigkeit für sich in Anspruch zu nehmen gedenken. Es ist auch nur eine Scheinfreiheit, die sie brauchen, es ist die Freiheit des Kapitals. Sobald es sich darum handeln würde, das Proletariat zu demokratisieren und wahrhaft freiheitliche Institutionen zu schaffen, würden sie die ersten sein, die dagegen aufträten.“

„So würde es sich denn für uns darum handeln, diesen Schein zu zerstören?“ fragte halb bestätigend der Graf.

„Es wird sich für uns darum handeln, den Boden, den uns der Liberalismus entzogen hat, wieder zu gewinnen, das Vertrauen der Massen zurück zu erobern.“

„Der Liberalismus hat tiefe Wurzeln geschlagen. „In den höheren Klassen, bei dem wohlhabenden Bürgertum, allerdings, aber der Kleinbauer, der Arbeiter -“ der Kirchenfürst dämpfte seine Stimme zu einem Flüsterton herab, während ein Strahl hämischer Freude aus seinen Augen sprühte, „wir werden das Proletariat gegen die Bourgeoisie ausspielen.“

„Das ist ein gefährliches Spiel, Eminenz.“

„Das wir gewinnen werden, gewinnen müssen, sobald wir die Initiative ergreifen. Wir müssen wieder Fühlung mit dem Volke gewinnen, und wir werden für seine Rechte eintreten.“

„Auch für seine Freiheit?“ fragte der Graf scharf.

Seine Eminenz hatte ein fast mitleidiges Achselzucken. „Was ist Freiheit? Eine Phrase. Wir werden das materielle Loos der unteren Klassen in etwas verbessern, wir werden es wenigstens versuchen, und das ist auch alles, was sie verlangen.“

„O, sie begehren auch Teilnahme an der Politik, und ihr letztes Ziel würde der Volksstaat sein,“ versetzte der Prinz und fügte dann mit unsäglichem Hochmut dazu: „Aber niemals werden wir den Anfang mit Konzessionen machen, die uns auf das gleiche Niveau mit dem Proletariat herabdrücken würden, wir können es nicht, es wäre schlimmer als alles, es wäre Selbstmord.“

„Das Volk ist wie Wachs in der Hand desjenigen, der es zu lenken weiß,“ versetzte der Priester sententiös, dann mit einem geistvollen Aufblick und indem seine Gestalt sich empor richtete, „aber die Kirche allein war allezeit erleuchtet und mächtig genug, um die wild aufsprießenden Keime des Verderbens und all den Sturm und Drang der Zeiten in geordnete Bahnen zu lenken. Sie vermochte es, da sie, einsichtig und weise,

sich stets bemüht hat, die Zeit und ihre Bedürfnisse zu studiren. So war die Kirche es gewesen, die den Bildungsdrang des Volkes begriffen und die Schule errichtet hat.“

„Sie wäre auch wohl ohne da Hinzutun der Kirche errichtet worden,“ bemerkte der Prinz, in seiner Erregung zum Widerspruch gestimmt.

Der Kirchenfürst hatte einen Blick von oben herab, den seinen Mund umspielte sein überlegenes Lächeln. „Sie wäre vielleicht auch ohne unser Hinzutun errichtet worden,“ wiederholte er langsam, „aber, daß sie durch uns zustande kam, bezeugt unsere Weisheit. Wir hatten die Initiative ergriffen und wir hatten uns dadurch zum Schöpfer und Herrn dieser Institution gemacht. Wir hatten die Schule in unserem Sinne geschaffen, unser Recht darauf unter allen Umständen behauptet, und seien Sie überzeugt, wir werden es auch künftighin behaupten. Heute stellt der Zeitgeist eine neuerliche Forderung auf, die Bedürfnisse der Massen sind gewachsen, ihr Erwerb hat sie vermindert; der Materialismus der Bourgeoisie und ihre unersättliche Geldgier treibt dieses Uebel zu entsezlicher Höhe, wir haben den Pauperismus, die Massenarmut vor uns, und die soziale Frage erhebt sich als ein drohendes Gespenst. Vielleicht möchte die Notwendigkeit selbst diese Frage zu lösen, aber wir werden und

dürfen es nicht darauf ankommen lassen, dürfen den Gesellschaftskörper nicht solchen Konvulsionen und Kämpfen überantworten; auch hier müssen wir das Prävenire spielen, wir müssen die Lösung der Frage in die Hand nehmen und werden sie in unserem Sinne, das heißt, im besten Sinne lösen: Wir werden dem Volke Arbeit geben, und wir werden damit alle Macht auf dasselbe zurückerlangt haben; wir werden uns, nach wie vor, auf die unteren Klassen stützen können und dadurch den Uebermut des Bürgertums in Schach zu halten vermögen.“

Der Prinz streckte dem Priester die Hand hin.

„Ich beuge mich in Ehrfurcht, Eminenz,“ sagte er, „Sie bleiben doch in allem der Meister.“ ...

Die Sitzung war zu Ende. Der Saal leerte sich rasch. Alles drängte durch die Korridore nach der großen Zentralhalle, die in gewaltigen Dimensionen gehalten, und von klassischer Schönheit, mit ihren roten mächtigen Marmorsäulen, den reichen goldenen Kapitälern, den weißen Marmorwänden und dem glatten Mosaikboden einen wahrhaft großartigen Anblick gewährte.

Hier lösten sich die kompakten Massen. Einzelne traten wieder zu Gruppen zusammen. Man grüßte, drückte sich die Hände, tauschte flüchtige Bemerkungen und strebte dann den verschiedenen Ausgängen zu.

Arnold war in das Konversationszimmer gekommen, um, gleich so vielen anderen, Baron Reinthal zu beglückwünschen und ihm die Hand zu drücken. Dieser hatte ihm vertraulich zugelächelt und ihm auf die Schulter geklopft. „Ich habe es dir heute recht gemacht, nicht wahr?“ flüsterte er ihm zu. „Du kannst mit mir zufrieden sein; allous, wir werden noch weiter zusammen arbeiten.“

Arnold war hierauf gegen Schluß der Sitzung in die Loge getreten, um Gräfin Helene und Elsa durch die Korridore zu führen und nach dem Wagen zu geleiten. Reinthal war leider in dieser Zeit seiner politischen Tätigkeit und seiner parlamentarischen Erfolge persönlich ungemein in Anspruch genommen und von der Aktualität der Forderungen, die die Öffentlichkeit an ihn stellte, war er, all seinen Privatneigungen gegenüber, zur Passivität verurteilt.

„Ich gehöre nicht mehr mir selbst an,“ seufzte er, nicht ohne Beimischung befriedigter Eitelkeit; aber er tröstete sich, daß der Schluß der Sitzungen so nahe bevorstehe, und er nahm sich vor, alsdann der Residenz und all den gesellschaftlichen Ansprüchen den Rücken zu wenden, und sobald er in seiner Villa in Solenbad Aufenthalt genommen, alles bisher Versäumte wieder nachzuholen. Er mußte sich leider eingestehen, daß sich Elsas Benehmen ihm gegenüber

durchaus verändert hatte. Sie war ruhig, kühl und bestimmt; es kam ihm vor, als würde sie ein werbendes Wort mit aller Energie zurückweisen und damit all seinen Hoffnungen ein Ende machen. Dem wollte er sich nicht aussetzen. Er glaubte noch immer, daß er dem Mädchen wirkliche Neigung eingeflößt, und daß nur der nachteilige Einfluß der Dönhof und des Paters diese Veränderung bewirkt hatte. Aber wie so oft war es ihm nicht schon geglückt wieder zu gewinnen, was er schon für verloren gehalten? Es galt nur diplomatisch zu Werke zu gehen. Seine Erfolge, ja Triumphe in diesen Tagen ließen überdies eine ernstliche Besorgnis gar nicht aufkommen. Und in der Tat, sollte ihm, dem Vielumschmeichelten, der den Glanz eines eben erst aufgehenden Gestirnes um sich verbreitete, das alle Welt zu blenden schien, die Eroberung eines jungen Mädchenherzens mißglücken, sobald er nur erst Zeit haben würde, sie ernstlich in Angriff zu nehmen?

Er fühlte sich frisch und zuversichtlich und er verlor keine Gelegenheit aus den Augen, um Elsas Interesse wieder zu gewinnen und zugleich ihren Ehrgeiz aufzustacheln. Elsas Wünsche kamen ihn hier entgegen. Sie zeigte ein plötzliches feuriges Interesse und eine Wißbegierde für Dinge, um die sich Mädchen sonst nicht zu kümmern pflegen, und die in Helenes Gegenwart sonst nie zur Erörterung kamen.

Ihre geistigen Kräfte waren ungemein rege und ihr Horizont schien sich erweitern zu wollen. Er hatte sie eingeladen, einer Parlamentssizung beizuwohnen und sie hatte sofort eingewilligt. So hatte er in schlauer Kombination sie zur Zeugin seiner glänzenden oratorischen Leistung und seines parlamentarischen Erfolges gemacht. Er war der Held des Tages; sie müßte kein Weib sein, um davon unbeeinflußt zu bleiben.

Als aber Elsa nun mit Arnold zusammentraf, als ihre Hände in einem warmen Druck sich begegneten, da schien es, als wolle sie ihre Bewunderung dem Sohne allein entgegenbringen. Ein schöner Blick des Dankes, des Entzückens traf ihn aus ihren Augen. Sie kannte sei Werk so gut, und all ihre Ideen und Ausführungen, die Reinthal ihm entnommen, die wuchtigen Anklagen, die sachlichen Begründungen, sie hatte sie bereits zu ihrem Glaubensbekenntnis gemacht. Arnold war es, der heute sprach, nicht Reinthal; sie bemerkte es gar nicht, wie viel Geist und Scharfsinn er auch seinerseits ins Treffen geführt, wie seine Formgewandtheit dies alles erst für den parlamentarischen Gebrauch zurechtgestutzt; ihr Denken schälte sich den Kern absichtlich heraus, und die Empörung, den Zorn, den diese Ausführung auf der einen Seite erregten, brachten ihr eine wilde Freude; die Zustimmung, die

Begeisterung, die ihnen von den anderen zuteil wurde, reichten nicht zu de ihrigen hinan.

Der Diener hatte die Umwürfe gebracht. Helene schritt an Arnolds Seite die Treppe hinab; sie plauderte in ihrer lebhaften, ungenirten Weise, und teilte ihm mit, daß sie mit Elsa schon in den nächsten Tagen die Stadt verlassen und ihre Villa in Solenbad beziehen werde.

„Es ist niemand mehr hier,“ sagte sie, einen übermütigen und geringschätzigen Blick über die Menge gleiten lassend, an der sie vorbeisritt. In der Tat, sie fand nicht ein bekanntes Gesicht, nur Bürgervolk.

„Das Parlament wird auch ehestens geschlossen,“ bemerkte sie, ihre Gedanken fortsetzend, „und dann wird auch der Baron nach Solenbad kommen. Sie kommen mit ihm, oder vielleicht schon früher hinaus?“ Sie wendete ihm voll ihr Gesicht zu, und ihr Blick, ihr Lächeln folgte ihm, wie sehr sie dies letztere wünsche.

Er verneigte sich: „Es ist dies meine Absicht, Gräfin.“

In dem Augenblick kam Graf Falkenau gegen sie heran; Helene winke ihm zu und reichte dem Onkel zum fröhlichen Gruß die Hand. Der Graf bot ihr seinen Arm, nachdem er Elsa und Arnold begrüßt, und flüsterte ihr in sarkastischer Weise zu: „Reinthal hat

dich also zu dieser Sitzung wie zu einer Komödie geladen, bei der er eine Glanzrolle zu spielen hat?“

Sie lachte fröhlich ohne jede Malice und entgegnete ebenso leise: „Nun, er hat seinen Applaus davongetragen und Ihr eine Niederlage. Ich versichere dich, Robert, es war sehr interessant. Die Kühnheit eines Mannes verfehlt doch niemals Eindruck auf uns zu machen, und wenn ich seine Werbung nicht bereits so entschieden abgewiesen hätte, wer weiß -“

Kichernd und scherzend schritt sie die Treppe hinab.

Arnold war an Elsas Seite getreten, und sie waren sofort ihre Umgebung entrückt, sie hatten einander so viel zu sagen, so viel zu fragen. Sie begehrte Nachricht von Frieder und seiner Tochter und bemerkte, daß sie es kaum erwarten könne hinaus zu kommen. Ihre Angelegenheiten hier seien indes noch immer nicht in Ordnung. Ihr Rechtsanwalt habe sie auf die sich häufenden Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, und so stehe sie noch immer in einem Abhängigkeitsverhältnis, das ihr nun plötzlich drückend geworden sei. Arnold beriet einiges in fließenden Worten und ermahnte sie zur Geduld.

Sie waren an das Portal gekommen, vor dem die Wagen aufgestellt waren. Die Damen stiegen in ihre Equipagen.

Graf Falkenau und Arnold tauschten wenige Worte der Höflichkeit, dann trennten sie sich.

Falkenau fuhr zu seinem Buchhändler. Er begehrte das soeben erschienene Werk von Manilus.

Der Buchhändler lächelte.

„Es ist heute das zwanzigste Exemplar, das ich abseze, Exzellenz. Ich hätte nicht erwartet, daß das Werk eines Unbekannten eine solche Aufnahme finden würde.“

„Sie kennen den Verfasser?“

„Durchaus nicht, Exzellenz.“

„Sie verstehen, ich würde einen hohen Wert darauf legen, mit ihm in Verbindung zu treten. Der Mann scheint begabt und kenntnisreich.“

„Gewiß, er scheint auch ein Mann von Charakter zu sein, und als solcher würde er eine gewisse Herrschaft über das Volk auszuüben im Stande sein. Sehen Sie, Exzellenz“ – er zeigte ein Heft vor – „hier haben wir eine Broschüre dieses Verfassers, es ist eigentlich nur ein Auszug aus seinem größeren Werke, zugleich in populäre Form gebracht, auch darnach ist schon Nachfrage, und aus den Provinzen sind ganz ansehnliche Bestellungen darauf eingelaufen.“

Der Graf besah aufmerksam die Broschüre.

„So, so,“ sagte er nachdenklich, „nun, ich werde auch die Broschüre mitnehmen.“

Noch an demselben Abend war der feudale Graf mit der Lektüre dieser sozialpolitischen Erörterungen beschäftigt.

Zweites Kapitel.

In Solenbad hatte die Saison ihren Anfang genommen. Der Badeort war in der Mode und die Badeliste zeigte täglich neue und darunter sehr illustre Gäste.

Auch in der Villa der Gräfin Dönhof, in dem benachbarten Obergau, herrschte einige Lebhaftigkeit. Gräfin Marie war mit den Kindern gekommen und Cölestin weilte ebenfalls noch als Gast in ihrem Hause.

Seit ihrem Besuche bei der Hofer, über dem sie an maßgebender Stelle Bericht erstattet und gleichsam Klage geführt, fühlte sich Gräfin Dönhof auch ihrerseits berufen, mit allen Mitteln diesen verderblichen modernen Strömungen entgegen zu arbeiten, und sie wußte die passive Marie, die mit den Ueberzeugungen einer Orthodoxen auch deren Schwerfälligkeit besaß, ebenfalls für ihre Bestrebungen zu gewinnen. Sie besuchten zusammen die katolischen Institute, die von den Nonnen geleiteten Mädchenschulen und wohnten hie und da einer Unterrichtsstunde bei. In einer mo-

notonen sinnbetäubenden Manier hörten sie die Zöglinge unisono die Sprüche der Gebete nachplappern, welche die Lehrerin ihnen vorsprach.

Es war ein klägliches Schauspiel, diese ihren Gebirgsdialekt sprechenden Kinder, hochdeutsch gedrechselte Sätze, die Selbstlaute und Endsilben in affektirter Deutlichkeit betonend, herunterleiern zu hören, und zu sehen, wie sie dabei alle, in gleich prononzierter Weise, automatenhaft die Lippen und Kiefern bewegten. Nicht ein Wort konnten sie von dem hochtrabenden Schwulst verstehen, mit dem sie hier Tag und Nacht gequält wurden und ihre natürlichen Anlagen und Fähigkeiten erhielten dadurch gewiß keine Förderung. Aber die Gräfinnen zeigten sich nichts destoweniger befriedigt, und sie wünschten nur, daß die Anzahl der Kinder, die der Wohltat einer „Erziehung“ teilhaftig wurden, eine größere sein möge.

Um diesen Wunsch tatkräftig zu unterstützen, votirten sie für die Dauer der Sommermonate einen Betrag, für welchen den Kindern täglich eine Pflaumen- oder Grüzensuppe verabreicht werden sollte. Das war gewiß das beste Mittel, um alle Säumigen heranzulocken, und selbst die protestantischen Mädchen. Der Futterschale konnten diese armen Kinder nicht widerstehen, und sie würden alle kommen, ohne Unterschied.

Gräfin Marie, in ihrer frommen Ehrlichkeit und Beschränktheit, freute sich Aufrichtig über dieses Auskunftsmittel mit seinen ersprießlichen Folgen. Die Nonnen mit den schwarzen groben Kleidern und den weißen flügelartig gebundenen Tüchern waren nun die täglichen Besucherinnen der Villa, und fromme Uebungen kamen daselbst immer mehr in Schwung. Ein zweiter Jesuit, Pater Franziskus, der vor einigen Tagen nach Solenbad gekommen und durch Cölestin bei den Gräfinnen eingeführt worden, leitete dieselben.

In der Gesellschaft kursirten über Pater Franziskus, der ein strenges asketisches Aussehen hatte, die verschiedensten Vermutungen. Vor allem diskutirte man den Grund seines Hierseins. War er zur Kräftigung seiner Gesundheit gekommen, oder hatte er eine Mission zu erfüllen? War er vielleicht zur Ueberwachung Cölestins bestimmt, und hatte dieser zu Mißtrauen Anlaß gegeben? Man erschöpfte sich in diesen und ähnlichen Schlüssen. Jezt war die Fürstin Lili in Solenbad eingetroffen, und gleichzeitig auch Helene und Elsa.

Am nächsten Morgen erwartete die Dönhof Pater Cölestin, der mit ihr zu frühstücken pflegte, vergebens.

Ein Billet, das ihr zugestellt wurde, meldete seine Abreise.

Er habe Order erhalten, hieß es darin, und müsse gehorchen.

Die Dönhof war außer sich darüber.

Sie vermutete, daß ein Ordensbruder Nachteiliges über ihn berichtet habe, und daß Cölestin von dem Ordensgeneral selbst zur Verantwortung gezogen werden könnte.

Auch die vornehmen Damen des Kurortes, die mit ihren Sympatien den schönen Jesuitenpater heimlich verfolgt hatten, zeigten sich aufgeregt über dies plötzliche Verschwinden.

Sie liebten ihn doch eigentlich alle, ihn, der keine lieben durfte. Sie fanden das so pikant und so traurig, und hätten ihn gerne, um ihn zu entschädigen, eine unbeschränkte Macht über ihr Gewissen eingeräumt.

Nach acht Tagen erhielt die Dönhof einen Brief aus Nizza, der sie indes wieder beruhigte. Cölestin teilte ihr darin mit einiger Ausführlichkeit mit, daß er hierher an das Krankenbett seines Bruders berufen worden sei, der an der Riviera von den Segnungen des Klimas und der Kunst der Aerzte die letzte Hilfe erwartete. – wie es scheine, leider vergebens.

„So stehe ich denn, „ so schrieb er, „schmerzerfüllt an dem Lager des einzigen Bruders, der, seit ich ihn wieder gesehen, meinem Herzen so wunderbar nahe getreten ist. Ich wußte bisher nicht, was das heißt,

einen Menschen zu lieben und um ihn zu zittern, in Mitleid und Angst ihn an die klopfende Brust zu ziehen, sich selbst hingeben zu mögen, um ihn zu retten, jezt lerne ich diese süße Bitternis kennen.“

Die Dönhof schüttelte den Kopf; das klang nicht geistlich. Der Ausdruck seiner brüderlichen Liebe und Barmherzigkeit hatte etwas weltliches und etwas leidenschaftliches an sich. Und er hatte auch nicht einmal seinen Ordensnamen darunter gesetzt.

Er hatte Ernesto Giuliano unterzeichnet. Es war sein Familienname, und Papier und Siegel zeigten das gräfliche Wappen.

Die Gräfin wußte, daß sein Bruder der Erbe eines großen Namens und eines fürstlichen Vermögens war, aber das konnte nimmer auf ihn übergehen, der Professe von drei Gelübden war, der dem Orden Gehorsam, Keuschheit und Armut zugelobt. Oder gedachte er aus dem Orden zu treten? Wollte er wieder weltlich werden? Es war nicht denkbar, es konnte nicht sein, und sie verwarf diesen Gedanken mit Entrüstung.

Zwei Tage behielt sie in eifersüchtiger Ausschließlichkeit den Brief für sich allein. Dann erst teilte sie ihn Marie und auch Helenen mit. Sie hatte mit Vergnügen bemerkt, daß zwischen Helene und Elsa eine Erkältung eingetreten war, und in ihrem feindseligen

Eifer war sie nun darauf bedacht, die beiden vollends zu trennen.

Sie erriet die Gefährlichkeit dieser Unbelehrten. Eine Ahnung sagte ihr auch, daß der Priester selbst nicht unberührt geblieben, und daß er nur geflohen war, um seine Seele zu retten.

Mit Helenes Auftreten war in das bisher kühle und monotone Badeleben eine erhöhte Temperatur gekommen. Man umdrängte sie und schmeichelte ihr und hätte sie gern zum Mittelpunkt der Geselligkeit gemacht.

Sie zeigte indes keineswegs jene Heiterkeit und ungetrübte Laune, die man an ihr gewohnt war. Seit Wochen war eine Unruhe und eine Reizbarkeit über sie gekommen, die sie vorher nicht gekannt hatte. Ihre Oberflächlichkeit und noch mehr ihre Bequemlichkeit hatten sie bisher davor bewahrt, irgend etwas zu hassen oder zu lieben.

Ihr einziges Besterben war gewesen, sich zu unterhalten, und diesem Bestreben hatte sich nichts entgegen gesetzt.

Jetzt stiegen mit einemmale Wünsche in ihr auf, deren Erfüllung sie begehrte und vor der ihr gleichzeitig bangte.

Sie war entschlossen, sich wieder zu vermählen, und zwar demnächst. Sie hatte die Auswahl unter den

ersten und reichsten Kavalieren, aber ihre Wünsche gingen nach einer anderen Seite.

Aber war es nicht eine Tollheit, ihnen einen Menschen vorzuziehen, der nicht einmal Baron war?

Freilich, er war der Sohn Reinthals, und man könnte ihn poussiren – man könnte, man könnte! – So ward sie in der letzten Zeit immer zu Kombinationen gedrängt, die ins Ungewisse gingen, die sie an etwas Unfertiges knüpfen sollten, an etwas, das erst zu schaffen war.

Ah, wie sie das ermüdete, wie sie das langweilte, und wie es die Nerven angriff!

Auch Elsas Nähe schien sie jetzt zu irritieren. Sie hatte sie Reinthal zugesprochen gehabt und Elsa hatte für den Baron ein anschmiegendes Interesse gezeigt, warum war sie nun plötzlich anderen Sinnes geworden? warum? Ihr weiblicher Instinkt gab ihr die richtige Antwort, aber diese war nicht geeignet, ihren Groll und ihre Gereiztheit zu mindern.

Aber Elsa sollte Arnold nicht haben, auch dann nicht, wenn sie selbst ihn aufgab. Aber wollte sie das? Ach, sie wußte selbst nicht, was sie wollte.

Sie hatte heute Empfangsabend.

Sie saß vor ihrem Spiegel und ihre Kammerjungfer hatte noch mehr als sonst unter ihren Kapricen und Launen zu leiden.

Im Salon erschien sie indes sie indes strahlend wie immer, und vielleicht in einem noch bestrickenderen Reiz.

So versicherte wenigstens ihr Cousin Hugo, der kaum mehr von ihrer Seite wich.

Er war es, den ihre schlimme Laune am häufigsten und nachdrücklichsten traf, aber er ertrug sie auch am geduldigsten, ja, er schien sich mit einer wahren Wonne von ihr malträtiren zu lassen. Er ward deshalb allgemein als ein Aspirant auf ihre Hand betrachtet, und – auf ihr Vermögen – wie seine Kameraden sich lächelnd zuraunten. Diese wußten es nur zu genau, wie dringend Hugo eines rettenden Engels bedurfte, der seine Schulden bezahlen würde, von denen sein Papa, ihrer Größe wegen, nichts wissen wollte.

Helenes erster Empfangsabend war sehr besucht.

Auch Arnold war gekommen, und sie konnte nun mit inniger Befriedigung bemerken, wie alle Welt ihm ein zuvorkommendes Interesse entgegenbrachte.

Die wachsende Bedeutung Reinthals kam ihm augenscheinlich zugute.

Der Baron wurde von vielen schon als künftiger Minister betrachtet, und es war selbstverständlich, daß auch dieser junge Mann bald einen bedeutenden Posten inne haben werde.

Helene glaubte indes, diese liebenswürdige Aufnahme nur auf Rechnung seiner persönlichen Anmut setzen zu dürfen, oder vielleicht auf ein geringes Maß von Vorurteil in der Gesellschaft. Sie freute sich, zu sehen, daß sie in ihren aristokratischen Bedenklichkeiten von anderen nicht überholt wurde, sie verloren dadurch an Bedeutung in ihren eigenen Augen.

Dies alles erhöhte ihre Lebhaftigkeit und ihre Heiterkeit, und sie war an diesem Abend so kokett und reizend, wie nur je.

Nachdem die Salons sich geleert, die Schwiegermama Aglaya von Falkenau wieder auf ihr Zimmer gebracht worden war, und man nun en petit comité beieinander saß, brachte Hugo das interessante Thema von den zunächst zu arrangierenden Vergnügungen aufs Tapet.

Das beständige Regenwetter hatte bisher alle Vergnügungsprojekte, allen Sport vereitelt, und nun klagte man, daß auch morgen noch an kein Rennen zu denken sei, da der Boden noch vollständig durchweicht sei.

„Dann reiten wir auf die Felsen hinauf,“ rief Helene übermütig, und setzte hinzu, daß sie sichs schon längst vorgenommen habe, eine Bergpartie zu machen, nicht nur auf den Berg hinauf, sondern auch in den Berg hinein. Sie wollte das Salzbergwerk kennen lernen. Hugo

fand diese Idee kostbar und versicherte, dies müsse morgen ausgeführt werden, selbst wenn es regnete. Er erinnerte daran, daß Elsa heute schon denselben Wunsch ausgesprochen habe, nach Amsee zu fahren, um eine ihrer früheren Freundinnen zu besuchen, sie konnten nun mit einander die Tour zu Pferde machen.

Helene wandte sich mit einer ungnädigen Miene von ihm ab und Arnold zu.

„Es ist selbstverständlich, daß Sie mitkommen, Sie wissen gewiß am besten von allen Bescheid.“

Er verbeugte sich.

„So werden wir denn zusammen in die Unterwelt hinabsteigen,“ lächelte sie, „und Sie werden mich an der Hand halten, wenn es mir allzubänglich würde und mich die Angst überfiele vor Gnomen und Berggeistern.“

Man trennte sich in der besten Laune und rief sich zu: „Auf morgen also!“

Drittes Kapitel.

Ein herrlicher Junimorgen war angebrochen. Ein fast wolkenloser Himmel spiegelte seine sanfte Bläue in dem See wider, Auf dem einzelne Boote ruhig schwammen; sie waren gefüllt mit Menschen, die vom

Landungsplatze zunächst der Kirche von Amsel zu strebten.

Im Orte selbst herrschte für einen Tag, wo im Salzberg gearbeitet wurde, ganz ungewohnte und höchst auffallende Regsamkeit.

Ein Bittgang war für den heutigen Morgen anberaumt und die Prozession der Bittgehenden sollte, nachdem der Pfarrer die Messe gelesen, vom Gotteshause aus ihren Weg nach einer drei Stunden weit entfernten Waldquelle nehmen, in der ein wundertätiges Marienbild sich befand. Es gab soviel der Drangsal, so viel des Elends, nur ein Wunder konnte da helfen, und so wollten es die guten Leute wieder einmal versuchen, in corpore, die Fürbitterin anzurufen in deren sänftigenden und wohltätigen Einfluß auf die Entschließungen des Gewaltigen sie das innigste Vertrauen setzten. Ach, der liebe Gott suchte sie auch immer mit neuen Leiden heim!

Der dauernde Regen der letzten Monate hatte bereits großen Schaden angerichtet, und jetzt, mit dem schmelzen des Schnees im Gebirge, war noch Schlimmeres zu befürchten.

Aber auch der Plattenberg wollte seit dem letzten Deckeneinsturz nicht wieder zu Ruhe kommen.

Die Wand begann schon wieder zu „schreien“, wie die Steinbrecher sagten, das heißt, im Inneren der

Felsmassen gab es ein ewiges grollen , ein Knistern und Rieseln. Das Forstamt, dem der Schieferbruch gehörte, hatte darüber an das Bergamt berichtet, und dieses hatte demnächst eine Kommission in Aussicht gestellt, die alles durch Augenschein untersuchen und hierauf ein Referat abstatten sollte.

Die armen Leute fürchteten indes nichts so sehr, als die Einstellung der Arbeit.

Und so wollten sie's denn heute nebst der Bitte um Aufhören des Regens der heiligen Mutter ans Herz legen, daß sie dahin wirke, daß die Arbeiter im Schieferbruch nicht um ihr letztes Stück Brod gebracht würden.

Vor vier Wochen schon, gleich nachdem das Unglück im Schieferbruch sich ereignet, war der Aufruf zu diesem Bittgang ergangen, aber der Herr Pfarrer selbst hatte ihn bisher hinausgeschoben.

Erst vorgestern, am Sonntag, war der Tag des Ausganges der Prozession an der Kirchtüre angeschlagen gewesen, nachdem der Pfarrer mit lächelnder Befriedigung das Steigen des Barometers beobachtet und die meteorologische Berichte gelesen hatte, die allerdings nicht an der Kirchtüre angeschlagen waren.

Der helle Morgen hatte die Anzahl der Bittgeher bedeutend anwachsen lassen; der Himmel schien ihnen im vorhinein seine Gunst zuzuwenden, und wer

da konnte, wünschte davon zu profitieren. So hatten denn auch mehrere der Kleinbauern aus den benachbarten Ortschaften sich hier zusammengefunden.

Die Messe war vorüber.

Alles drängte aus der Kirche und stellte sich am Friedhofe und auf der Terasse auf.

Während der Herr Pfarrer sein Frühstück einnahm, traten Männer und Weiber zu einem Diskurs zusammen.

Unter den Schuljungen, die sämtlich aufgeboten waren, war es bereits zu Streitigkeiten gekommen, und sie rannten hinter die Totenkammer, um ungestört auf einander losschlagen zu können.

Die kleinen Mädels aber umstanden zwei ihrer Genossinnen, die Töchter eines Steigers, die in weißen Kleidern erschienen waren, mit Blumenkränzen aus Organtin und Draht in den blonden Haaren, die in tausend Löckchen gebrannt, ihnen weit vom Kopfe abstanden.

Die weißen Mädchen sahen ungemein stolz aus, sie rührten sich nicht von der Stelle und nahmen die bewundernden Blicke der anderen gleich einem Tribut entgegen, nur ihren besten Freundinnen ein wenig zulächelnd, was diese ermutigte, sie bei der Hand zu nehmen, um dann ebenfalls mit gehobenen Bewußtsein um sich zu blicken.

Die Matronen schauten in gutmütiger Behaglichkeit auf die Kinder, und die eine oder die andere trat dann wohl an ihr Enkelkind oder Großnichten heran, um dieser das rote wollene Kopftuch fester zu binden, oder jener eine Schürze, die sich seitwärts geschoben, wieder an die rechte Stelle zu rücken.

„Die unsere hat neulich ein neues Fürtuch kriegt“, erzählte das eine Mütterchen mit einem kleinen Lächeln der Eitelkeit, „und sie hats heut umbinden dürfen, ist das a Freud‘ g’wesen! Und schaut’s nur auf den Steiger seine Kinder, unser Herrgott muß selbst sein‘ Freud‘ dran haben.“

„Na, und das schöne Wetter dazu“, erwiderte eine Zweite, fromm die Hände faltend, „die Heiligen haben halt doch ein gnädiges Einsehen.“

„Ich halt so viel auf die Bittgäng“, mischte sich eine Dritte ein; „man bringt sich doch immer ein wengerl ein Trost mit und ein wengerl a Hoffnung, und man kann sich halt wieder ein zeitlang auf unseren Herrgott verlassen.“

„Ja ja, so ein Tag ist nicht wie ein anderer; wenn man aufsteht, ist man schon ein ganz anderer Mensch und man denkt nicht an seine täglichen Sorgen, und das tut so gar wohl.“

„Und’s gibt doch auch was zu sehen“, versetzte ein junges Weib, das ihr erstes Kind noch zu erwarten

hatte, „und unsereiner kommt so gleich nirgends mehr hin. Jesus, heut wirds ja besonders schön, da kommt schon der Vorbeter, und schauts nur! jede Gmeind‘ hat ihren eigenen Herrgott, und ihre eigene Fahn!“

Unter den Männern war die Unterhaltung nicht minder lebhaft gewesen.

Der Bauer Gschwandtner aus Niederndorf, mit kleinen schlaun Augen und einem großen, lachenden Mund, einen langen Tuchrock tragend, an dem silberne Knöpfe glänzten, war einer der wenigen, die noch etwas besaßen. Er rühmte sich, vor kurzem wieder ein „sakrisch gutes Geschäftl“ g‘macht zu haben, da er das Stück Wald, das ihm noch übrig geblieben war, um „ein höllisch g’salzenen Preis“ weg’bracht hätt‘.

„Freilich, ‘s waren schöne Eichbäum d’runter,“ schmunzelte er, „Jetzt san’s schon z’sammg’haun, alles is schon g’fällt.“

„Aber ‘s heißt ja, es soll nichts mehr g’fällt werden bei uns,“ weil so schon alles abg’holzt is“, entgegnete der alte Michel, der, seit wir ihn zu leztenmal gesehen, zu den Jubilanten gehörte, weil ihm der Salzberg so mächtig aufg’wachsen war, daß er ihn nimmer zwingen konnte, „und ‘s ist ja a Straf‘ von fünfzig Kreuzern ausg’schrieben worden für jeden g’fällten Baum.“

Der Gschwandtner lachte, und mit seinen Augen zwinkernd: „No, so zahlt man halt die fünfzig Kreu-

zer, das macht weiter was aus, wenn man dafür fünfzig Gulden herein kriegen kann.“

„Wenn nur das ewige Regenwetter ein End‘ nehmet,“ klagte ein Männchen mit einem zusammengeschrumpften, vergrämten Gesichte, „mein Grund liegt am Wasser, und alle Jahr nimmt’s mir was mit, das lezte Hochwasser hat mich ruinirt, wenn mir unser Herrgott nicht hilft, bin ich ein g’schlagener Mann.“

„Ja, ja, der Regen,“ bestätigte der Michel, „mit hat’s meine Hütten ganz unter Wasser g#setzt, und das bisserl Holz, das ich hab aufg’speichert g’habt, ist weggschwemmt.“

„Ja, ja, der Regen,“ seufzten alle.

„Ich weiß nöt, seit die lezten zehn Jahr ist das so ein Teixels-Wetter!“ rief der Gschwandtner, in Gewichtigkeit die Füße noch mehr auseinanderspreizend, „und ich sag’s euch’s, paßt’s auf, es wird auch in den Sommer noch nicht besser werden, und was uns nicht verfault, schlägt uns der Hagel z’samm; darum-“

Er öffnete seinen großen Mund zu einem pffifigen Grinsen, „wenn wir von der Kapellen zurück kommen, geh ich gleich nach Solenbad übri und laß mir meine Felder wieder assekuriren.“

Der Vergrämte mit den eingefallenen Wangen schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht, es lauft jetzt alles zu den Juden und laßt sich verassekuriren, aber

glaubt's ös denn wirklich, daß euch unser lieber Herrgott dann nimmer beikommen könnt?“

Der Gschwandtner ließ den Mund hängen und verlegen kraute er sich hinter den Ohren.

„des mein ich nöt, Gott behüt', aber man hat halt doch a Sicherheit.“

„Da gibts keine Sicherheit, Gschwandtner,“ entgegnete der Alte mit einem fast unheimlichen Gekrächze, „und wenn unser Herrgott dich strafen will, so hat er Mittel genug, und wenn du dir deine Felder zehnmal gegen den Hagel versichern laßt, so kann er den Berg rutschet werden lassen und der deckt dir dann alles zu, und dich selber mit.“

Alle bekreuzigten sich.

„Red' nicht so was,“ verwies der Gschwandtner, „ich geh ja drum auch zum Bittgang, aber ich denk mir halt, doppelt bunden reißt nicht.“

Der Holzbauer Franzel, sein Beil über die Schulter geworfen, kam mit raschen Schritten daher. Als er die Leute gewahr wurde und die Fahnen und Kreuze, blieb er stehen. Er zog seinen Hut und machte ein Kreuz, dann winkte er den Männern zu und wollte an ihnen vorrüber. Aber diese riefen ihn an und luden ihn ein mit ihnen zu kommen.

„Unser Herrgott bringt dir's schon wieder ein, wenn du ihm zulieb etwas versäumst,“ meinte der alte Michel.

„Glaub's schon, aber ich hab keine Zeit,“ entgegnete der Franzel. „Ich komm vom Plattenberg, ich sag euch, es schaut grauslich da oben aus.“

„Geh was ist's denn, erzähl doch,“ alle drängten sich näher an ihn, mit ängstlich fragenden Mienen.

„Ha, im Sattel, grad oberm Bruch, gibts ein Stück Wald, das schon im vorigen Herbst angezeichnet worden ist, das sollt g'haut werden. Ich steig hinauf, aber eh ich noch an die Stell komm, fall mir's auf, daß der Boden so viel Riß zeigt.“

„Weißt, Franzel,“ unterbrach ihn der alte Michel, den, nach einer Seite geneigten Kopf in gemüthlicher Weise schüttelnd, „drüber brauchst dich gewiß nicht zu ängsten, da oben hat der Berg die Riß schon seit zehn Jahren, 's ist auch schon untersucht worden, aber da laßt sich halt nicht machen.“

„Weiß schon,“ entgegnete der Franzel ungeduldig, und setzte dann kräftiger hinzu: „Na, ich bin dafür bekannt, daß ich kein Hasenfuß bin, und wenn ich einmal eine G'fahr seh', dann wird's damit schon seine Richtigkeit haben. Ich und die Wildhüter, wir haben's gar oft schon verspürt, wenn's unten mit Dynamit sprengen, was das für a G'walt hat, wie da oben

der Boden schüttert, aber so wie heut hab ich's noch nie verspürt; und wie ich näher zuschau, seh ich, daß manche Tannen ganz kreuz und quer stehen, wie von unten in der Wurzel g'hoben. Und wieder kommt ein Sprengschuß, und da war mir g'rad, als wenn ich den Boden unter meinen Füßen verloren hätt', und ich seh wie die Bäum zittern und mir wird's schwarz vor die Augen. Wie wieder alles ruhig worden is, spring ich auf, nimm meine Hacken und da bin ich. Da oben aber wird nix mehr g'haut, das ist g'wiss, und unten sollt nix mehr g'sprengt werden.“

In dem Augenblick trat der Pfarrer im Ornat aus dem Hause, und der Vorbeter suchte nun, gleich einem General, den Zug zu organisiren.

Die Männer aber, von dem Bericht des Franzel aufgeregert, hörten nicht auf die heiser kreischende Stimme des Vorbeters.

„Was willst den tun, Franzel?“

„Wohin gehst denn?“

„Du willst die Anzeig machen?“

„Aber denkst auch dran, wie viel Menschen du damit um's Brot bringen kannst?“

„Laß es gehen.“

„Begeh' keine Voreiligkeit. Mein Gott, die Berg' steh'n schon so viel tausend Jahr auf dem Fleck, seit

die Welt erschaffen ist, und sie werden steh'n bis zum jüngsten Tag.“

So erscholl es im wirren Durcheinander, und alle Augen richteten sich dabei unwillkürlich gegen die steilen Wände des Plattenberges, der, nach der einen Seite zu, einen starken Überhang zeigte.

„Da oben, das Stückel das so überhängt, das stürzt g'wiß amal herunter,“ urteilte der Gschwandtner, der, nicht aus demselben Ort, die Sache kritischer betrachtete.

„Aber wann, das ist die Frag,“ erwiderten die anderen geradezu erbost und gereizt. Der alte Michel aber mit dan guten frommen Augen faltete die Hände: „Wir stehen in Gottes Hand, und ohne sein Willen wird uns so ein schweres Unglück nicht treffen.“

Aber nun sprang der Vorbeter in die Gruppe, die Leute energisch mit Schreien, Schieben und Stoßen in die Ordnung zwängend.

Die Tete des Zuges war schon gebildet; die Fahnenträger und die Träger des Kreuzes schritten voran, ihnen folgte der Pfarrer, dann kam die männliche Schuljugend, hinter ihnen die Mädchen. Jezt traten die Männer ein und den Schluß machten die Weiber.

Unter diesen herrschte keine Disziplin, sie gingen wie sie wollten und konnten.

Der Vorbeter schritt zur Seite des Zuges, alles wohl im Auge behaltend und dabei mit seinem trivialen versoffenen Tenor seine Litaneien herunterschreiend, die von den wirr ineinander tönenden Stimmen der Bittgeher nachgeplappert wurde.

Hier beim Ausgang war die Gebetskraft noch eine bedeutende und zumal jetzt, unmittelbar nach den üblen Berichten des Franzel, verlegte man sich mit allem Feuer auf die Anrufung der Heiligen. Die Weiber und Kinder, die sich hier versammelt hatten, aber nicht mit konnten, sahen mit schweren Herzen den Dahinscheidenden nach. Auch die Hofer war unter denen, die umkehren mußten, sie hatte es in den Füßen, und gerade heute mußte sie's auch in der Hüfte verspüren. Sie wischte sich mit dem Schürzenzipfel die Tränen aus den Augen.

Ach, diese katholischen Gebräuche, dieser Kultus war ja das einzige, was einen Funken Poesie in das arme freudlose Leben dieser Menschen brachte, das einzige, das ihre Phantasie erregte, das sie, für Stunden wenigstens, der Not, dem Jammer ihres Daseins entriß. Es befriedigte doch, wenn auch in der unvollkommensten Weise, das ideale, das künstlerische Bedürfen, das angeborene Luftbedürfen dieser Menschen.

Auch der Holzbauer Franzel stand da, den Hut in den schwieligen Händen, und er sah dem Zuge

nach, dem die flatternden Fahnen vorangingen und der unter Gesang auf dem sonnenbeschiedenen Wege längs des im smaragdnen Grün schimmernden Sees dahinwallte. Lange sah er ihm nach und eine innere Stimme, oder richtiger, das anerzogene Empfinden, drängte ihn, ihm zu folgen, sich ihm anzuschließen. Aber dann wendete er sich plötzlich um und schaute rückwärts nach dem Plattenberg, und er stülpte den Hut auf den Kopf und entschlossen rief er: „Ich mach doch die Anzeige, es ist meine Pflicht.“

Er schritt wacker aus und kam bald dem Zuge vor, der ihn auch nicht mehr einholte.

Die vorderste Abteilung desselben kam indes bald in Unordnung, die Fahnenträger und der Herr Pfarrer blieben stehen und drückten sich auf die Seite. Ein Trupp Reiter kam ihnen auf der nicht allzubreiten Straße entgegen. Auf der einen Seite waren die Felswände, auf der anderen der See, ein Ausweichen war nicht gut möglich, und die Reiter sprengten wie Besessene daher.

Die Litanei stockte, einige Schreie wurden hörbar und schließlich kletterte die Mehrzahl auf die vorspringenden Stellen der Felswand, um die berittene Schar vorüber zu lassen. Es war Helene in Begleitung Elsas und ihrer Kavaliers.

Helene war allen voran, und als sie ihrerseits den Zug erblickte, mäßigte sie keineswegs den scharfen Trab ihres Pferdes. Dieses begann vor dem Flattern der Fahnen sich zu scheuen, vor den Rufen der Menge, aber sie versetzte ihm einen Hieb, daß es sich bäumte und dann vorwärts rannte. Sie hielt erst an, als sie unter der Kirche angekommen war und lachte auf im Übermut und Wohlgefallen an der eigenen Kraft. Sie saß aber auch so fest im Sattel. Sie erwartete hier die übrigen, die in einem mäßigeren Tempo ihr gefolgt waren; ihre Augen verfinsterten sich, als sie bemerkte, daß Arnold an Elsas Seite ritt, und daß sie beide den Schluß der Kolonne bildeten.

Sie rief ihm in einem gereizten Tone zu, an ihre Seite zu kommen.

„Sie sind der einzige, der die Terrainverhältnisse des Ortes kennt, und Sie bleiben en queue.“

„Ich werde mit Vergnügen die Führung übernehmen,“ sagte er mit einer kleinen Neigung des Hauptes, „sobald ich erwarten darf, daß Sie sich derselben unterordnen.“

Sie warf den Kopf, auf dem der dunkle Männerhut saß, ein wenig zurück und zeigte ihm ihr kapriziösestes Gesicht: „Ich bin gewohnt meiner Laune, meinem Temperament zu folgen-“ es war Gereiztheit des Herzens in dem Ton, die aufstachelnd auf ein anderes

wirkt. „aber versuchen Sie es doch, ergreifen Sie die Zügel und – zwingen Sie mich, Ihnen zu gehorchen.“

Wie sie das nur sagte, halb in demütiger Bitte, halb in kühner Herausforderung und in Haltung und Blick lag jener fesselnde undefinierbare Reiz, den Frauen üben, die sich ihrer Macht bewußt sind.

Um seine Lippen legte sich wie Spott und er antwortete fast scharf: „Die Verhältnisse, Gräfin, werden diese Unterordnung lehren, besser als jeder persönliche Eingriff. Sehen Sie, die Straße ist zu Ende, wir sind im Orte. Ihr Pferd wird bald keinen Fußbreit ebenen Terrains mehr finden und alle Vorsicht nötig haben, um nicht zu stolpern. Ich werde seine Gangart ein wenig nach der meines Althan richten, Komtesse, und auch Sie, meine Herren, werden gut tun, gleichfalls darauf zu achten.“

Er griff Helenes Pferd in die Zügel und drängte es nahe an das seine heran.

Helene sagte kein Wort; ein wenig nach seiner Stute geneigt, schien sie sich ganz seiner Leitung zu überlassen. Es ging langsam vorwärts. Die Weiber und Kinder kamen an die Türen und schauten ihnen neugierig nach. Die Damen erregten besonderes Interesse. Sie sahen aber auch so hübsch, so pikant aus, daß sie wohl überall und unter allen Umständen die Blicke auf sich gezogen hätten. Sie trugen dunkelblaue, ganz

eng anliegende Reitkleider, deren Röcke so kurz waren, daß sie die Füße, die in zierlichen Lackstiefletten staken, ein wenig sehen ließen, runde Männerhüte mit einem kurzen Schleier saßen auf dem lichten Haar, das rückwärts in dichten Flechten über den Nacken herabfiel. Sie sahen in der gleichen Tracht fast wie Schwestern aus.

Bald wurde der Weg so eng, daß ein Pferd hinter dem anderen gehen mußte. Arnold nahm die Tete, aber er sah sich häufig um und begegnete dann immer Helenes Blick.

Man hatte die „Lahn“ erreicht und konnte hier auf dem erweiterten Terrain sich wieder vereinigen. Elsa ritt an Helene heran und reichte ihr zum Abschiede die Hand. „Ich bin am Ziele, und meine kleine Freundin erwartet mich,“ sagte sie.

Die Herren versuchten es nochmals, ihren Entschluß zu erschüttern und sie zum Mitkommen zu bewegen. Sie versicherte, daß sie das Salzwerk sehr gut kenne und begehrte sofort abzusteigen, da sie die wenigen Schritte bis zum Hause des Frieder zu Fuß zurückzulegen gedenke.

Es war bestimmt worden, daß einer der Reitknechte mit der Komtesse zurückbleiben sollte; er half ihr jezt vom Pferde und erhielt von Elsa die Weisung, im

Gasthause, wo er die Pferde einstellte zu warten, bis sie ihm einen weiteren Befehl zukommen ließ.

Sie grüßte dann alle mit der Hand und wendete sich einem Fußwege entgegen.

Sie hörte, wie die Pferde wieder in Trab versetzt wurden und nach einigen Minuten wandte sie sich um, um ihnen nachzusehen. Sie hatten bereits den Waldweg erreicht, der in Serpentina den Salzberg aufwärts führte, bis zu den Arbeitshäusern und den Stollen, die in einer Höhe von dreihundert Metern in den Berg hineingingen.

Arnold ritt an Helenes Seite. All ihre Munterkeit schien dieser wieder zurückgekehrt zu sein. Der Wind trug ihr den Ton ihrer Stimme zu und ihr helles Lachen. Und sie saß so schön zu Pferde, die seltene Geschmeidigkeit und Elastizität ihres Körpers mußte jedes Auge bestechen. Jetzt erhob sie sich ein wenig im Sattel und mit der einen Hand knickte sie von einem den Weg überschattenden Baume einen Blütenzweig; Arnold riß ihn erst vollends herunter, und sie teilte ihn nun an die Kavaliers aus; sie wußte all ihre Anmut dabei zu entfalten.

Elsa seufzte; sie empfand als Weib, das jene gefiel, weil sie gefallen wollte, ihm gefallen wollte, und wieder durchdrang das junge Herz der Stachel der Eifersucht. Aber hatte er ihr nicht gesagt, es sei ein Irrtum,

und er werde jene niemals lieben können? Sollte sie an ihm zweifeln? Nein! Sie rief es fast laut in echter Herzensfreudigkeit. Wenige Minuten später lagen sich Elsa und Evi in den Armen und küßten sich auf Mund und Wangen. Engumschlungen traten sie zusammen in die ärmliche Hütte am Fuße des Plattenberges.

Viertes Kapitel.

Es ist fast Mittag. Die sonnendurchwebte Luft ist klar und mild, sie zittert ein wenig.

Ein würziger Harzduft dringt aus den Wäldern ringsum, und ein leiser Wind führt ihn weiter und mengt ihm das zarte Aroma bei, das aus den niederen, am Boden wuchernden Kräutern emporsteigt.

In den einsamen Aether hoch oben kreist ein Adler mit langsamen majestätischen Flügelschlag. Er scheint in der Luft gleichsam zu stehen, sich im Aether zu baden. Im Dunstkreis der Erde aber tummeln sich unter den gleichen belebenden Einflüssen Miriaden der kleinsten Lebewesen und bringen ihr Luftgefühl zum sinnlichen Ausdruck. Sie alle freuen sich des frischer-glühenden Tages, und die Sonne ist ihnen allen Labsal und Freude. Und höher steigt sie und die Temperatur nimmt zu.

Aber die Bergleute, diese menschlichen Maulwürfe, genießen nicht ihre Wohltaten.

Ausgeschlossen sind sie von Licht und Wärme; die fürchterliche Nacht umgibt sie und sie arbeiten Winter und Sommer in der gleichen feucht-frostigen Temperatur von nur vier Grad Wärme.

Und sie arbeiten zumeist allein.

Jedem ist seine Stelle angewiesen in einem Gange, der entweder durch frühere Auslagerungen zu einer Kammer sich erweitert hat oder so enge ist, daß ein Mann nur eben aufrecht darin zu stehen vermag. Oft vermag er nur in gebückter Stellung die Bohrlöcher einzuschlagen für die Sprengungen, die alsbald die Felsmassen, die für die Ewigkeit gefügt schienen, in wilder Kraft auseinander reißt und zum Stürzen bringt. Das Steinsalz wird hinausgeschafft, und in die also gewonnenen Räume wird das Wasser eingeleitet, das gierige Element, das am Boden, an den Wänden, an der Decke weiterfrißt, mit Salz sich sättigt, bis es den nötigen Prozentsatz der Sole in sich aufgenommen hat und in Röhren nach den Sudhäusern abgelassen wird.

Georg arbeitet heute in einer solchen Kammer. Sie reicht hoch hinauf und ihre Decke entzieht sich seinem Blicke. Die Grubenlampe, die mit einem eisernen Hacken in den Felsen eingestoßen ist, erhellt im

engen Umkreis nur eine Wand. Dort glizert es feucht, und rötliche und weißlich graue Salze schimmern da entgegen, von dunklen symmetrisch laufenden Adern durchzogen, mit Ton gemischt, an manchen Stellen wieder ganz rein kristallisiert, gleich Edelsteinen blizend. Die kleine Oellampe raucht und Qualmt darüber hin; Ihr Docht ist frei, durch nichts geschützt, und ihre Füllung reicht für eine sechsstündige Schicht gerade aus.

Georg steht aufrecht, das als Spizkeil wirkende Eisen in der linken, das Fäustel in der rechten Hand; er setzt das Eisen an die Wand, und indem nun jeder Schlag dasselbe treffen muß, höhlt er ein zylindrisches Loch in den Felsen. Das flackernde trübe Licht erleuchtet sein blasses Gesicht und zeigt auf dem dunklen Gekräusel seines kurzen Bartes im grauen Schimmer winzige Salzkristalle.

Er arbeitet im Geding, und unaufhaltsam setzt er die monotone Arbeit fort. Seine intelligenten Augen sind nur auf den einen dunklen Punkt gerichtet, den er zu treffen hat. Er räuspert sich von Zeit zu Zeit; die Lunge muß des abscheulichen Brodems, den sie einatmet, sich entledigen. Das Geräusch seiner Lunge klingt in dieser tiefen Stille und Abgeschlossenheit, die keinen Ton hinausläßt, dem Ohr hart und metallisch, gleich den Schlägen seiner Haue. Sonst alles laut-

los um ihn herum; doch nein, ein Tropfen fällt, silbern tönt er, und wieder einer, und wieder – es tropft und rieselt von den feuchten Wänden. Es ist das einzige Zeichen des Lebens außer ihm, das einzige Zeugnis von den ewig wirkenden Kräften in der Natur, das ihm hier zum Bewußtsein kommt.

Armseliges Leben!

Die Bohrlöcher sind gemacht, mit Pulver gefüllt, und die Bohrnadel ist eingeführt. Den übrigen freien Raum um dieselbe verstopft und verrammelt er mit trockenem Lehm, den sogenannten Schießkuchen. Jetzt wird die Bohrnadel wieder herausgezogen und an dessen Stelle ein Schilfröhrchen mit dem Schwefelfaden eingeführt. Da die Arbeiter im Geding von ihrem kargen Ertrag die Sprengstoffe, Licht und Lunte selbst zu beschaffen haben, so nehmen sie, um zu sparen, die Lunte möglichst kurz. Und nun – er entzündet die eine und die andere und stürzt mit seiner Lampe hinweg. Wehe ihm, wenn er auf dem nassen schlüpfri-gen Salzboden ausgleitet, wenn er fällt, wenn sonst ein Hindernis, und sei es auch nur das einiger Sekunden, seine Flucht hindert, er ist verloren.

Er wirft sich auf einen Haufen ausgelaugten Gesteins, das in der Kammer hügelartig den Boden bedeckt – die Detonation erfolgt und mit entsezlichem Krachen bricht ein Stück der Wand zusammen.

Wie jeder Muskel seines Körpers bebt, wie ihm das Herz pocht!

Und nun erfüllt den Raum stinkender Pulverdampf und mischt sich mit der matten Grubenluft und den Qualm der rauchigen Lampe an seiner Seite, die dem Manne das bisschen Sauerstoff in der Luft streitig macht. Er verharrt einen Augenblick in seiner Lage, in tiefen schweren Atemzügen, die Hand gegen die pochenden Schläfen gedrückt. Und wen ihn nun die entsezliche Kraft erfaßt und ihn zermalmt hätte, unter den stürzenden Felsen begraben? Was wäre daran gelegen? was bedeutet denn ein so armselig elendes Leben?! um so elender, weil ihm bereits die Erkenntnis aufgegangen für all das Erhabene, das eine Menschenbrust erfüllen kann, für all das Glück, dessen sie fähig ist. Und er sollte immer ausgeschlossen bleiben, und sein heißes Sehnen würde niemals gestillt werden? niemals jener Durst nach Bildung, nach Wissen, nach Wahrheit?!

Es ist wieder ruhig geworden um ihn herum; nur einzelnes Gestein und Blättchen Salz bröckeln noch herunter. Und wieder hört er die Tropfen fallen, tack – tack – tack! Ihn durchschauerts.

Ein Ekel überkommt ihn vor sich selbst. Ein Tier dünkt er sich, das in der Hölle haust und sie durchwühlt um seines Fraßes willen. Und nicht einmal ge-

sättigt! nicht einmal das niederste Bedürfnis befriedigt, nicht einmal dies!

Und jetzt taucht – ein furchtbarer Kontrast – in der Phantasie des Arbeiters ein Bild auf, das ihm all die Poesie des Lebens verwirklicht, ihm die Bildung des Geistes vereint zeigt mit der edelsten Herzensbildung: Elsa.

Schon als Knabe hat er sie geliebt, unter den beschämendsten Martern, und er hätte sich eher die Zunge ausreißen lassen, ehe er eingestanden, wie viel sie ihm gegoten. Jetzt steht er ihr als Mann gegenüber, und wieder wäre Schweigen sein Teil? ein Insichverschließen alles dessen, was ihm die Brust bewegt? Nein!

Er fühlt, daß es inzwischen anders geworden ist, sie haben ein gegenseitiges Anrecht auf einander, und zwischen ihnen gibt es ein Gemeinsames, ein Etwas, das mächtiger ist als Blutsverwandtschaft und dauernder als die Liebe. Es ist das gleiche Ziel, der gleiche Endzweck, es ist das, was Menschen einer Zeit verbindet, sie unter gleichen Ideen und Voraussetzungen zum Handeln drängt.

Auch er wird handeln, und er wird dem heißen intellektuellen Drange folgen, der ihn, einem Gesetze gleich, erfaßt hat, von dem er sich nicht mehr losringen kann und nicht mehr losringen will. Und er wird

die Kraft finden, seine elende Lage zu ertragen, seitdem er weiß, daß es sein heiligstes, sein moralischstes Recht ist, sie zu verbessern, und so wird auch er an dem großen Werke der Zukunft mit arbeiten, und was ihm selbst wohl unerreichbar bleibt, für andere wenigstens erringen helfen.

Er erhebt sich.

Er streicht das wirre Haar aus seinem Antlitz, seine Augen sehen wieder klar und fest und ruhig.

Er stößt die Lampe ein und ergreift sein Werkzeug, um seine Arbeit wieder aufzunehmen.

Horch, drei Schläge; dumpf und leise tönen sie. Sie kommen aus einem anderen Gang, aber sie sind deutlich hörbar.

Sein Wandnachbar fragt bei ihm an, und verlangt von ihm ein Zeichen, das Kunde gibt, daß er die Sprengung ohne Schaden ausgeführt. Georg schlägt als Antwort mit dem Fäustel dreimal an den Felsen.

Nach kurzer Zeit wiederholt der andere das Klopfen. Sechs Schläge sinds. Ah, es ist Mittag, und in der Tat, seine Lampe droht zu erlöschen.

Er reißt sie aus dem Gestein und wirft Haue und Eisen von sich und ohne einen Blick auf die vollbrachte Arbeit wendet er sich ab. Er verläßt die Kammer und durchheilt mehrere Gänge.

Sie sind enge und verengen sich immer mehr. Der Berg wächst, wie es in der Bergmannsprache heißt.

Schon sind die mächtigen Balken der Streckenzimmerung zum Teil geborsten, zersplittert, und sie beugen sich immer mehr und mehr unter dem stetig anschwellenden Gesteinsmassen. Jetzt gelangt er in den Stollen, in dem die Gleise für die „Hunde“ gelegt sind. Sie sind mit Steinsalz beladen und Arbeiter treiben sie vor sich her.

Aus allen Stollen treffen nun die Bergleute zusammen, für alle ist nach der sechsstündigen Schicht die Zeit des Ausfahrens gekommen.

Von Nacht zum Licht.

Sie schreiten vorwärts ohne ein Wort zu verlieren. Da vernimmt man Stimmen im wirren Durcheinander; wie aus weiter Ferne klingen sie, und doch wieder in einzelnen Lauten so seltsam schrill. Und jetzt ein Lachen – das sind nicht Bergarbeiter – im Berg lacht keiner – und dies ist ein besonders heller Ton, es ist das Lachen einer Frau.

Die Arbeiter sind bei einem Schacht angelangt, der, einem großen schräglaufenden Schlot vergleichbar, von einem oberen Stollen herunter führt. Auf einer sogenannten Rutsche, einem glattpolirten Balken, der eine Neigung von fünfzig Grad besitzt, fahren die Bergleute abwärts, und es ist dies sicherlich das

rascheste Beförderungsmittel, das man sich denken kann. Einer kommt das knapp hinter dem anderen zu sitzen, und er nimmt sein Licht in die Linke, während er mit der Rechten, die durch ein Handleder geschützt wird, das lose hängende Seil ergreift, das mit der Rutsche parallel läuft und ihm nun während des Abrutschens durch die Finger saust.

Dem Ende zu verläuft die Rutsche etwas horizontal, wodurch der Absturz abgeschwächt und die Gefahr verringert wird.

Georg und seine Genossen wollen an dem Schacht vorrübergehen, dessen Endpunkt von einigen Lichtern erleuchtet ist, als sie von dem Steiger, der hier aufgestellt war, angerufen werden. Er bedeutet ihnen zurückzugehen und zu warten, bis der Herr Verwalter mit den Herrschaften da oben, er wies den Schacht aufwärts, herabgefahren wäre.

Die Arbeiter gehorchten.

Von denen, die mit ihren Lichtern im oberen Stollen stehen und sich zur Abfahrt durch den Schacht bereit halten, war natürlich nichts zu sehen; aber wieder vernahm man im lebhaften Durcheinander Stimmen, und alle übertönend, herausfordernd und übermütig, die helle Frauenstimme.

„Ich habe keine Furcht, Sie sollen sehen!“ und nachher: „Ich lege meine Hand auf Ihre Schulter, Dok-

tor Lefebre, so sind wir unlöslich verbunden, für diese Höllenfahrt.“

Und wieder lachte sie.

Dann wurde es stille, ganz stille, niemand sprach ein Wort.

Und jetzt der Ruf: los!

Ein Sausen und die Menschenkette rutscht abwärts, im jähen Fall und unaufhaltsam – schon sieht man die Lichter – sie sind unten.

Der Verwalter, der den Vorreiter gemacht, verläßt die Rutsche, und er hebt die Lampe, um nach den fremden Herrschaften zu sehen.

„Die Frau Gräfin scheint ohnmächtig geworden,“ ruft er erschreckt, und er hebt den blassen Kopf der schönen Frau, der auf Arnolds Schultern ruhte.

„Es ist nur ein Schwindel,“ flüstert sie matt, indem sie sich in die sie umfangenden Arme Arnolds zurücksinken läßt, der sich rasch nach ihr umgedreht. - - - - -

- -

Die Arbeiter waren ausgefahren. Sie begaben sich in die Arbeitshäuser und sammelten sich in dem großen Mittelraum um die daselbst aufgestellten Sparherde.

Sie haben ihr Mittagessen selbst zu kochen und treffen nun in hastiger Eile alle Vorbereitungen dafür.

Der Hunger treibt sie.

In den zwei Herden von übergroßer Dimension ist das Feuer bald angemacht und Holzscheiter werden fleißig nachgeschoben, um es zu erhalten.

Jetzt öffnet jeder mit seinem Schlüssel das ihm zugewiesene Schränkchen in der Mauer, in dem er sein Kochgeschirr und seinen Eßvorrat für die ganze Woche zu verwahren hat. Bald entsteht ein Gedränge um die Auslaufbrunnen; die einen füllen ihre Näpfe, die anderen wollen trinken, mancher Lässige hat wohl auch sein Geschirr vom Abend her zu reinigen.

Man sieht diese Männer hin und her laufen, alle sind in stummer, geschäftiger Bewegung. Da diese Küche zugleich der Eßraum ist, so sind die Tische in Reihen hier aufgestellt und zu beiden Seiten mit Bänken versehen.

Diejenigen, die nur eine Wassersuppe zu kochen und das Wasser dafür schon zugesezt haben, genießen nun den Vorteil, sich einer vorläufigen Ruhe hingeben zu können.

Sie versuchen dies auch, da aber alle diese Bänke, wahrscheinlich um ihre Rücken nicht zu verwöhnen, ohne Rückenlehnen und äußerst schmal sind, so ist es keine so leichte Sache, eine Stellung ausfindig zu machen, die dem ermüdeten Körper ein Ausruhen ermöglicht. Sie legen endlich beide Arme über den Tisch und den Kopf darauf.

Die Mehrzahl ist eben dabei ihre Nocken zu machen, das tägliche Essen der Salzarbeiter. Stehend halten sie ihre hölzernen Schalen vor sich und rühren Mehl und Wasser zu einem Teige wacker durcheinander; das Fett ist aufgestellt und sobald es heiß geworden, legen sie die Nocken hinein.

Es ist ein sonderbarer Anblick, alle diese Männer, in wollenen Hemden, in schmutzgefleckten Beinkleidern und Holzschuhen vor den rotglühenden Herden und den prasselnden Pfannen zu sehen, den Oberkörper stark vorgebeugt, mit Stäbchen die im Fett schwimmenden Nocken wendend, gierig den Augenblick ersehnd, wo sie herausgebacken sein werden.

Bald konnten sie das fertige Gericht auf den Tisch stellen, und da die, die nur ihre Wassersuppe zu verrühren hatten, ebenfalls damit zu Ende gekommen waren, so konnten nun all diese hungernden Mägen, gleichzeitig und so gut es eben ging, befriedigt werden.

Arnold kam herein. Er drückte Georg und einigen anderen die Hand, die sich durch seine Anwesenheit nicht stören ließen. Er spricht auch nicht zu ihnen, er sieht wohl, die da können jezt gar nicht anderes tun als essen, und um irgend welcher Anteilnahme sicher zu sein, mußte er warten, bis sie gesättigt waren. Er stellt sich an die offene Tür und die Arme gekreuzt, den Kopf an den Türpfosten angelehnt, sieht er hinaus in

die helle sonnige Landschaft, die ein Stück Hochland ihm zeigte von fesselnder Großartigkeit.

Wie schönlinig sind diese Berge, die den See einschließen von allen Seiten; von ihren zackigen Gipfeln blinkt der Schnee, aber sein Glanz ist gemildert durch einen kleinen bläulichen Duft, der diese Höhen umhüllt und sie noch großartiger erscheinen läßt, indem er sie in weitere Ferne rückt. Tief unten erblickt man ein Endchen des Sees, die südliche Bucht desselben, dunkelgrün erscheint es und goldig durchleuchtet.

Er selbst steht so hoch. Von seinem Standpunkt aus überragt er den Mittelgrund, die schönen Bäume des Salzberges, Laub und Nadelholz gemischt, um ein bedeutendes, er sieht hoch über ihre Wipfel hinweg. Vor ihm im Vordergrund breitet sich eine Blöße aus; unbewaldet und steinig ist hier das Terrain, und rechts von den Arbeitshäusern erstreckt sich eine große grüne Matte den Abhang hinunter. Es war das uralte Gräberfeld der Kelten.

Arnold überblickt es lange und sinnend.

Dieser historisch so interessante Fleck drängt zu Gedanken und Vergleichen.

Hier war also eine Niederlassung jenes leichtbeweglichen intelligenten Volkes gewesen, das man das goldreiche genannt, das vielerfahren im Bergbau war und in der Bearbeitung der Metalle. Von den kräftigen

Germanen bedrängt, mußte es allmählich in die geschützten und weniger zugänglichen Orte sich zurückziehen. In solchen Bergwildnissen wie hier mochte es sich wohl am längsten behauptet, sich in seiner Eigenart und unvermischt erhalten haben.

Die Kelten waren mit Weib und Kind und ihren Herden herauf in dieses Hochtal gekommen, um hier den Bergbau zu betreiben.

Es war ein schöner und kräftiger Stamm, der dem langen Winter und der Witterung trotz bot. Reichliche Felle und ihre dichten Flausröcke, die sie aus der Wolle der Schafe sich zu bereiten wußten, schützten sie vor Frost und Kälte. Die Weiber besorgten den Herd und die Herde und verstanden sich vortrefflich auf die Käsebereitung, ihre Knaben oblagen der Jagd. So hatten sie Milch und Fleischnahrung in Menge und sie genossen all der Traulichkeit eines engen Familienlebens. Aber außer diesem Notendigen besaßen sie auch manches an Schmuck und Zier, das das Auge erfreut, den Sinn für das Schöne zeitigt, die Kunstfertigkeit steigert und hebt. Den Beweis dafür hatten diese Keltengräber geliefert.

Man hatte sie in jüngster Zeit geöffnet und die Wissenschaft jubelte über die historisch interessanten und wichtigen Funde, die dabei gemacht wurden. Es waren nur die Gräber von Bergleuten, nicht von

Häuptlingen und Großen gewesen, aber den Toten waren fast ohne Unterschied Waffen und Zieraten mitgegeben worden und Geschirr manigfachster Art.

Neben den Gerippen der Männer fand man Messer und Lanzenspitzen von Bronze und Eisen, die Waffen von Noricum waren ja berühmt zu Cäsars Zeiten schon. Die Gerippe der Weiber aber waren behängt mit Schmuck in Bronze und Gold und Silber.

Den Kelten war die ganze Eitelkeit der Gallier eigen, und sie besaßen Geschmack und technische Findigkeit schon damals.

Man hatte in diesen Grabstätten auch Tongegenstände, Schalen und Krüge von edler Form gefunden, auch Münzen, ein Beweis von Handelsverkehr. Uns so lebten denn die rauhen Kelten in diesen Bergen in vorchristlicher Zeit als kräftige und gesunde, arbeits-tüchtige und glückliche Menschen.

Arnold hatte das gedankenschwere Haupt gegen die Brust gesenkt, jetzt zwang es ihn unwillkürlich sich umzusehen nach dem Innenraum des Arbeitshauses, nach den Nachkommen jenes uralten Volkes.

O diese christliche, sich erhaben dünkende Kultur des neunzehnten Jahrhunderts, im Herzen Europas, in einem Distrikte, wo durch die Arbeit Weniger Millionen dem Staate gewonnen werden, bietest du ein Bild der Äußersten Schmach, - des Elends!

Da sind in diesem Raume an die sechzig Menschen zusammengedrängt; in schmutzigen zerfetzten Kleidern, Holzschuhe an den Füßen sitzen sie da; AN LANGEN Tischen auf schmalen Holzbänken, die der Gebrauch polirt hat, und sie müssen sich mit einer Kost begnügen, so schlecht und jämmerlich, die ihnen nie die Kraft ersetzt, die sie in der Arbeit verbrauchen. Das Geschlecht kommt auch von Generation zu Generation herunter. Die Bevölkerung wächst nicht, sie nimmt in erschreckender Weise ab. Diesen da, wenn sie sterben, hat man nichts ins Grab zu legen, es fehlt ihnen ja am nötigsten so lange sie leben.

Und nicht einmal gesunde Luft haben sie zu atmen. Zwölf Stunden des Tages arbeiten sie im Berg, atmen Grubenluft, und in den wenigen Stunden; die sie außerhalb verbringen, und in den Stunden ihrer Nachtruhe selbst atmen sie nur verdorbene Luft.

Wie schmutzig und häßlich kühl sind die Wände dieses Eßraumes, der auch zugleich die Küche ist, von Rauch und Ruß geschwärzt, der sich überall ansetzt, in dichten Schichten angesammelt hat. Der Boden ist wohl gedielt, aber er ist schwarz und schlüpfrig, nun ja, sie bringen ja die Feuchtigkeit schon an den Sohlen mit; er ist überdies bedeckt mit Abfallstoffen. Dort in dem rückwärtigen Teil, wo das Quellwasser in hölzernen Röhren hereingeleitet ist, wo die Reinigungen vor-

genommen werden, wo die Männer, in begreiflicher Eile, sich selbst und ihr Geschirr zu waschen haben, wird der Boden morastig und stinkend. All die Reinigung, die ganze Instandhaltung des Arbeitshauses, das so viele Menschen beherbergt, all ihren Bedürfnissen genügen soll, das einen Aufwand von Säuberung erheischte, ist den Arbeitern allein übertragen, sie haben nach ihrer Arbeitszeit dafür zu sorgen; aber der helfenden Gefährtinnen beraubt, vermögen sie nicht das hier nötige zu leisten.

Es ist unmöglich! Jetzt ist Sommer, Türen und Fenster sind geöffnet, der helle freundliche Sonnenschein dringt herein und die köstliche würzige Luft, und macht die Existenz hier freundlicher und erträglicher. Aber der Sommer ist gar kurz hier oben und der Winter so lang und rauh. Stürme umheulen dann die von Schneemassen umhüllten Arbeitshäuser, und dann sind die Tische verlassen, alles umdrängt die Herde, die in diesen Riesenräumen allein die Wärme spenden und des Abends auch teilweise das Licht ersetzen müssen, denn die einzige Lampe, die von der Decke herabhängt und nur eine Flamme zeigt, reicht eben nur hin, um die Oede und traurige Düsterteit hier zu beleuchten. Jedes andere Licht ist verboten.

Wozu brauchen sie auch Licht! Wenn sie um acht Uhr abends ausfahren und hierher kommen, sind sie

todmüde und wenn sie ihre Suppe gekocht und gegessen haben, wollen sie schlafen und im Schlaf Vergessenheit suchen. Die Schlafsäle sind zwar eisig kalt, keine Heizvorrichtung befindet sich darin, aber hier steht Bett an Bett, und wo dreißig Menschen in einen Raum gepreßt sind, ist er halb durchwärmt, die angesammelt tierische Wärme ersetzt das Brennmaterial.

Ihr Arbeiter des neunzehnten Jahrhunderts, ihr erfreut euch wunderbarer Segnungen der Zivilisation! Aber ist denn die Zivilisation auch für euch da? Die christliche Religion, diese Religion des Armen hat euch dulden und beten gelehrt, hat euch gelehrt, all eure Erniedrigung, all das lebensverkürzende Elend als göttliche Fügung hinzunehmen, als die notwendige Prüfungszeit, um euch ein besseres Jenseits zu verdienen. Und wenn diese armen abgerackerten, ausgehungerten Menschen dann am Sonntag, um geistige Nahrung sich zu holen, in die Kirche kommen, dann hören sie nur wieder die zornigen Ermahnungen des Priesters, der sie vor der Habsucht und dem Geize warnt, vor der sündigen Lust nach dem Mammon, und er beschwört sie, sichs nur mit dem Wenigen genügen zu lassen, damit sie nicht den Himmel verwirken und das ewige Leben. Und sie senken demütig das Haupt, sehen auf ihre Kümmerlichkeit und schleppen

ihr Leben weiter, das ihnen der Allgerechte als eine Buße auferlegt.

Arnold wischte mit der Hand über die Stirne. Diese Betrachtungen brannten ihm im Gehirn und machten sein Blut sieden. Die Arbeiter hatten ihr Mahl beendet und ihre Töpfe gewaschen. Sie nahmen die Pfeifen und traten aus dem Hause; sie warfen sich auf den sonnenbeschienenen Boden, dem Mose und duftende Alpenkräuter entsproßen. Ah, die Sonne, die Wärme, das tat ihnen wohl! Wie selten konnten sie sich ihrer erfreuen und nur auf Augenblicke: Einige hatten sich alsbald der Länge nach hingestreckt und schlossen in Ermüdung die Augen. Andere saßen da, ihre Pfeifen rauchend, und nur hie und da ein Wort wechselnd, ein Scherzwort tauschend.

Arnold schritt mit Georg an der rückseitigen Front des Hauses auf und nieder im eifrigen Gespräch. Sie glaubten sich hier ungestört. Arnold, der wohl wußte, daß man es nicht gerne sehe, wenn Fremde mit den Arbeitern verkehren, wollte Georg nicht unnützerweise Verlegenheiten bereiten. Aber ihr Zusammensein war dennoch verraten worden.

Der zweite Verwalter, ein noch junger Mann, den seine schwarze Bergmannstracht sehr günstig kleidete, kam auf sie zugeschritten, und indem er den Arbeiter mit einer Geberde hinwegwinkte, meldete er dem

Herrn Doktor im höflichsten Tone, daß die Frau Gräfin ihn bitten lasse, zur Gesellschaft zurückzukehren.

Nachdem Helene der schmucken Bergmannstracht sich entkleidet, die sie vor ihrer Einfahrt in den Berg angelegt und die für Damenbesuch bereit lag, war sie auf die Einladung des Verwalters in dessen Garten gekommen, wo sich ihre Kavaliere im Schatten einer Wildenweinflaube bereits niedergelassen hatten. Auch ihr gefiel es hier einen Augenblick zu ruhen, ehe sie den Heimweg antraten, und sie nahm mit Dank ein Glas Milch entgegen, das ihr der Verwalter kredenzte.

Die adelige Gesellschaft befand sich hier ein gutes Stück abwärts von den Arbeitshäusern und ihren Augen ward eine neue Szenerie erschlossen, der Ausblick auf die schneebedeckten Höhen, die hinter dem Salzberg noch hoch emporstiegen und in westlicher Richtung bis zu den Eisfeldern sich erstreckten, aus denen einzelne Felskolosse hervorragen.

So waren sie der Richtung nach von Vorgängen ausgeschlossen, die an der Vorderseite der Arbeitshäuser sich abspielten und ungemein bewegt, ja drohend sich gestalteten. Georg hatte gleich seinen Kameraden, an dem sonnigen Abhang sich auf das niedere duftende Gras hingestreckt, das zwischen den Steinen emporwuchs. Er hatte seine Pfeife angezündet und auf einen Arm gestützt, blickte er vor sich hin, über die

sanft rauschenden Wälder hinweg, nach jenem grünen glizernden Endchen des Sees.

Die Mittagsglut lagerte über ihnen, aber sie wirkte nicht sengend hier oben. Nur ruhiger schien das Weben und Leben, und stärker schimmerte die Luft. Da hebt Georg den Kopf, er lauscht – war das der Wald? Nein, er vernimmt es jetzt deutlicher, es ist der Hufschlag eines gallopirenden Pferdes, das den Serpentinweg heraufkommt.

Der Kamerad an seiner Seite hatte es ebenfalls gehört. „Auch einer von der nobligen Gesellschaft, der noch dabei sein muß.“ sagte er mit einer faustischen Grimasse, und er legte sich wieder zurück und schloß die Augen.

Georg wendete den Kopf, was kümmerte es ihn. Immer näher kam es indes, und man hörte jetzt das Wiehern des Pferdes.

Georg sprang mit einemmale in die Höhe. Roß und Reiter waren sichtbar geworden, sie hatten den Waldweg hinter sich und sprengten nun die Anhöhe hinan. Eine Dame saß im Sattel, er hatte sie sofort erkannt, es war Elsa.

Wie der unvermutete Anblick sein Blut in Aufruhr brachte! Seine Schläfen färbten sich dunkel, und sein Herz pochte in stürmischen Schlägen.

Aber er stand wie gebannt auf seinem Platz, er rührte nicht den Fuß, um ihr entgegen zu gehen, und mit keinem Wort gedachte er seine Anteilnahme zu verraten.

Was sollte er auch? sie kam nicht zu ihm, dem Arbeiter, sie suchte jene auf, jenen drängte es sie entgegen, mit denen sie im täglichen Verkehr stand, mit denen sie, wie ihm Arnold gesagt, nach Amsel gekommen war.

Aber wie sie daher jagte! Vorgebeugt saß sie im Sattel und der Wind wehte den Schleier ihres Hutes hoch über ihren Kopf empor. Jezt hatte sie die Stelle erreicht, wo der Berg ungemein steil und über Geröll aufwärts führt, das Pferd bleibt stehen, es weigert sich offenbar, da hinauf zu gehen. Was will sie nur? Hat sie nicht den Fuß aus dem Steigbügel gezogen?! Welche Verwegenheit! sie springt vom Pferd und wirft ihm die Zügel über den Hals. Und sie besinnt sich keinen Augenblick, sie hastet empor, fast im Laufe springt sie die steile Anhöhe hinan. Ihr Kleid hat sie herausgenommen, um ihre Füße nicht zu hindern, ihr Gesicht ist erhitzt und glühend, und ihr goldiges Haar verwirrt; es hat sich unter dem Hut gelöst und wogt und wallt über ihre Schultern herab. Er hat die Pfeife den Kameraden zugeworfen und stürzt ihr entgegen.

Auch sie hat ihn erblickt und winkt ihm zu.

„Georg!“ ruft sie, dann steht sie still, ihre Kräfte scheinen sie zu verlassen, sie ringt nach Atem.

Schon ist er an ihrer Seite und unwillkürlich erfaßt er ihre Hand. Sie zitterte in der seinigen, er fühlte die heftigen Schläge ihres Pulses.

„Fräulein! was treibt Sie zu so wahnsinniger Eile, Sie sind außer sich – weshalb? Die, die Sie suchen sind ja noch hier, sie sind im Garten des Verwalters, ich werde sie dahin führen.“

Sie wollte antworten, aber die Stimme versagte ihr und so im Innersten bewegt und in ihrem physischen Unvermögen sich zu äußern, stürzten ihr die Tränen in die Augen und ein krampfhaftes Schluchzen hob ihre Brust.

Er sah sie an, angstvoll, bestürzt.

„Es ist etwas geschehen!“ rief er.

Sie schüttelte den Kopf, als wolle sie alle Besorgnis verneinen, sie versuchte zu lächeln, und in dem einzigen Bemühen, ihn zu beruhigen, legte sie ihre zarte weiße Hand auf die derbe schwielige des Bergarbeiters.

„Es ist nichts – gewiß nicht – nichts, das Sie erschrecken müßte – es ist nur die Empörung, der Zorn – der mich erfaßt – die mich heraufgetrieben – zu Ihnen, Georg.“

„Zu mir!“

Ihr Auge blizte flammend auf.

„Ja, widerrechtlich ist man bei Ihnen eingedrungen, widerrechtlich hat man Sie beraubt – es ist abscheulich!“ In seinem Kopfe brauste es auf, aber in sein Herz senkte sich ein Gefühl süßer Trunkenheit. Er fühlte es in dem Augenblick so tief, daß sie ein hohes, ein Geistiges verband.

Ihm war ein Unrecht geschehen und sie empfand es bitterer, als hätte man es ihr selbst getan, und es erregte ihren Zorn und Schmerz und brachte ihr Tränen in die Augen. Wie machten sie sie ihm teuer, diese Tränen!

„Sprechen Sie nicht, jetzt noch nicht,“ hat er, als er ihre Lippen sich erstmals bewegen sah, „ruhen Sie sich aus, erholen Sie sich zuvor.“

Er führte sie an der Hand nach der Stelle, wo die Arbeiter sich gelagert hatten. Erschöpft ließ sie sich nieder.

Die Gruppe der Lagernden kam in Bewegung.

Einige rückten zurück, andere standen auf, um sich zu entfernen.

Sie machte eine Geberde, um sie zurückzuhalten.

„Bleiben Sie, ich bitte Sie, hören Sie, was ich zu sagen habe, es betrifft auch Sie – es ist ein Eingriff geschehen in Ihrer aller Recht.“

All diese treuerben Gesichter wandten sich mit einem neugierig fragenden Ausdruck ihr entgegen.

„Was ist's denn, was ist gescheh'n?!“

„Man durchsucht eure Häuser!“ stieß sie hervor.

„wer tut das? Und wie so? Warum?“ tönte es im Chor rundum.

„Ein Kommissär, begleitet von einem Gendarmen, sie dringen in die Wohnungen, sie durchstöbern alles.“

„Polizeiliche Hausdurchsuchungen also auch bei uns,“ sagte Georg bitter, aber in einem männlich gefaßten Ton.

In den Mienen seiner Kammeraden aber spiegelt sich Erstaunen und Bestürzung. Ein Gemurmeln ging durch die Reihen. Die Mehrzahl unter ihnen schien das Geschehnis gar nicht erfassen zu können.

„Bei Georg Hofer haben sie angefangen,“ fuhr Elsa fort, „hierauf sind sie zum Frieder gekommen. Ich war mit Evi in der Küche, als sie eintraten. Das arme Mädchen war aufs tiefste erschreckt, und ihr Vater, der alte kranke Mann zitterte am ganzen Leibe; er suchte sich gleichwohl den Eindringenden entgegenzustellen.“

„Hatten sie eine gerichtliche Vollmacht?“ fragte Georg.

„Ich fragte sie darum; der Kommissär wies mir ein Papier vor und fügte hinzu, daß hier im Orte Druckschriften in ungesetzlicher Weise verbreitet worden seien, darunter“ – Elsas Augen trafen in einem

tiefere Blick auf Georg – „eine Broschüre, die verboten ist. Man war gekommen um sie zu konfiszieren.“

Die Bewegung unter den Arbeitern hatte zugenommen, andere waren herbeigeeilt und rasch informiert worden. Auf alle wirkte das Wort „konfiszirt“ sensationell; laut und in erregter Weise ging es von Mund zu Mund.

„Konfiszirt, das heißt weggenommen! – sie haben uns die Broschüre wegg’nommen! Warum haben sie das getan? warum?“

„Habt ihrs denn nicht g’hört: weil sie verboten ist,“ rief der kleine Feistinger dazwischen, der seit Jahren als Spion verdächtig war, und dessen roter Schnurrbart jetzt noch struppiger in die Höhe stand, als zu der Zeit, wo wir ihn zuerst begegnet waren.

„Wir haben die Broschüre durch den Buchhandel bezogen, wie hundert andere auch,“ rief Georg ihm entgegen, „und wir haben sie zu einer Zeit bezogen, wo sie noch nicht verboten war; wir waren vollberechtigt in den Besitz derselben gelangt und es war kein Grund vorhanden, uns darin zu stören.“

„O, man hat sich nicht damit begnügt,“ fuhr Elsa fort, die nun freier atmen konnte und ihrer Herzensempörung kräftigeren Ausdruck verlieh. „Man hat bei dem Frieder alles durchwühlt, alles Lesbare in Beschlag genommen, und ich konnte aus ihren Wor-

ten schließen, daß man vorhabe im Orte überall ein gleiches zu tun. Ich eilte fort, ich konnte es nicht länger ruhig mit ansehen; ich kam in das Gasthaus, wo mein Pferd eingestellt war, dort stand ein Karren, den sie mitgebracht hatten, ich sah Bücher und Schriften, die soeben darauf verladen wurden, ich erkannte Ihre Bücher, Georg, diejenigen, die mein Vater Ihnen hinterlassen hatte.“

Georg biß die Zähne zusammen: „Es war mein Teuerstes.“

„Und sie gehen von Haus zu Haus?“ fragten die anderen sich herandrängend, mit immer höher erregten Gesichtern.

„Von Haus zu Haus,“ bestätigte Elsa.

„und sie nehmen auch uns die Bücher?“

„Sie haben sie euch schon genommen!“

Wie ein dumpfes Brausen, ein unterdrücktes Grollen durchlief es die Reihen.

Jedem war der Mißmut aufgestiegen und der Grimm, den eine Handlung der Ungerechtigkeit erzeugt. Und jedem schien es jetzt, und wenn er auch nur einige alte abgegriffene Büchlein sein eigen nannte, als wäre ihm damit sein Kostbarstes entrissen worden; jener kleine Schatz, den er unter tausend Entbehrungen nur erwerben konnte, den in seiner Lage nur ein fast heroischer Wille, ein unabweislicher Drang nach

Wissen zustande gebracht. Jeder erinnerte sich in dem Augenblick, wie er sich den Bissen vom Munde abgedarbt, wie er Kreuzer um Kreuzer zusammengelegt, wie er ein dringendes Bedürfnis von Weib und Kind oft zurückgewiesen, um sich eine Zeitschrift oder ein Buch zu kaufen.

Und dies so sauer Erworbene, es sollte ihnen genommen worden sein? Das Friedlichste der Gewalt anheimgefallen?!

Und das Grollen wurde laute, es steigerte sich, es loderte empor zu drohender Zornesäußerung.

„Es war unser sauer erworbenes Eigentum!“

„Meiner Treu, es war nicht gestohlen!“

„Und das sollte man uns nehmen dürfen?“

„Es ist ein Gewaltakt!“

„Müssen wir uns das gefallen lassen?“

Aller Blicke wandten sich Georg zu, wie einem geistigen Oberhaupte, von dem man das Wort des Rechts und der Entscheidung erwartet.

Er stand da, blasser noch als gewöhnlich, und er antwortete nicht sogleich, er suchte den eigenen überwallenden Zorn hinabzukämpfen.

Da wandte sich Feistinger höhnisch ihm zu.

„Na, was bist denn so stad, du kannst ja sonst reden, so red jetzt auch! Du hast ihnen ja alleweil die

Bücher anempfohlen, du hast sie ihnen ja kolportirt und du hast's dahin gebracht , du, daß jezt alle lesen.“

Georg hob den Kopf, sein Gesicht nahm einen harten energischen Ausdruck an.

„Warum hatte man uns denn lesen gelehrt, als um zu lesen? Ja wir lesen, lesen alle, und weil wir lesen und seitdem wir lesen, sind wir imstande die Wahrung unserer Interessen selbst in die Hand zu nehmen, und so wird auch unsere Sache durch uns selbst zur Entscheidung gebracht werden!“

„Hört ihr den Aufwiegler?“ rief Feistinger giftig, „na, die Herren wissens alle, daß er euer Capo ist, und daß er es ist, der die Broschüre eingeschmuggelt und kolportirt hat. Wenn die Polizei bei ihm zuerst die Hausdurchsuchung g'halten hat, so hat sie sicher g'wußt warum.“

„Wenn sie's g'wußt hat, so hat sie's nur durch einen Spion erfahren,“ schrieen einige der Männer ihm entgegen, „ und wir wissens ebensogut , daß wir durch einen Spion denunzirt worden sind.“

„Ja, ja, wir sind denunzirt worden!“ schrien nun alle wild durcheinander. Die Empörung brach mit einemmale in helle Flammen aus; der innerlich wütende Zorn hatte einen Gegenstand gefunden, an dem er sich auslassen, einen greifbaren Gegenstand, über den man sich sofort hermachen konnte.

„Der Feistinger ist's, er ist die Kanaille, er ist der Angeber, fasst ihn!“

Im Nu sah sich der kleine Mann umringt und er stand vor erhobenen Fäusten die sich ihm dräuend entgegenballten. Aber ebenso rasch hatte sich Georg an seine Seite gestellt.

„Was wollt ihr mit ihm? Er ist ein Schuft, aber für das was euch geschehen, was sich in euren Häusern soeben vollzieht, dürft ihr ihn nicht verantwortlich machen, und keinen Einzelnen überhaupt. Ein System kämpft gegen uns und wir gegen ein System.“

„Wir müßens also dulden? und dem Lumpen sollt' nur der Kamm anschwellen, daß ihm seine Schufferei so gut gelungen ist? Nichts da, der Kerl muß gehauen werden, und das tüchtig!“

Schon hatten sie ihn an den Armen gepackt und sofort ward er in nicht eben sanfter Weise in den dichten Menschenknäuel hineingerissen.

„Pfui, schämt euch!“ rief Georg, der sich ihm nachzudrängen versuchte, „Alle gegen Einen, die Star-ken gegen diesen Schwächling!“ Aber die Erbitterung war im Wachsen.

„Ei was!“ schrie man ihm entgegen, „wir sollen uns immer schämen, nicht wahr? warum schämt man sich denn nicht uns gegenüber?!“

„Wir g'hören auch zu den Schwachen, meinst nicht? Und doch sind wir unser Lebttag von den Star-ken bedrückt worden.“

„So ist's!“ riefen alle.

„Und ich mein's halt wieder anders,“ rief ein hochgewachsener Arbeiter dazwischen, „ich sag, was uns jezt trifft, das dürft nimmer geschehen, wenn wir uns nicht selbst zu den Schwachen zählen täten und zu den Hilfflosen.“

„Hilfflos!“ lachte ein junger Bursche, der ein kühn-geschnittenes Gesicht hatte, laut auf, „das wollen wir einmal sehen, kommt's mit mir 'nunter, wir nehmen uns z'ruck was unser ist, und meiner Seel, wer uns dran hindern wird, dem geht's schlecht!“

„Ruhe!“ schrie Georg mit seiner Donnerstimme in den tollen Haufen hinein. „Seid ihr wahnsinnig, wollt ihr euch gegen ein Gesez empören?“

„Wir wollen unsere Bücher wieder haben!“

„wir werden die Zurückgabe auf geszlichem Wege erreichen!“

„Haha! das ist ein langer Weg.“

„Und ein z'widrer Weg.“

„Und was einmal g'nommen ist, das kennen wir, das kriegt man nimmer!“

„Und doch können wir nur auf diesem Wege vorwärts kommen – hört mich!“

Georgs Stimme gewann jenen Ausdruck geistiger Kraft, der auf andere bestimmend wirkt: „Ich fordere euch auf, keine Unbesonnenheit zu begehen, sie könnte euch teuer zu stehen kommen. Und nun gebt den Feistinger frei und laßt uns in Ruhe zu einer Beratung zusammentreten.“

Es war verhältnismäßig stiller geworden. In diesem Augenblick trat der Verwalter unter die Leute.

Die Steiger waren schon vorhin herbeigeilt, vermochten sich aber in dem anwachsenden Lärm nicht verständlich zu machen.

Auch der aristokratischen Gesellschaft war die Kunde geworden von dem Tumult unter den Arbeitern. Sie waren dem Verwalter gefolgt und trafen auf den Moment auflodernder Empörung.

Helene vernahm dies wüste Ineinanderschreien, sie sah die erregten Gesichter, die leidenschaftlich drohenden Geberden, und sie überkam ein Zittern.

Elsa war Arnold entgegengeeilt, in kurzen fliegenden Worten gab sie ihm Aufklärung über das Geschehnis.

Der Verwalter aber fragte nicht, forschte nicht erst nach den Ursachen; mochten sie sein welche immer, sie konnten hier oben nichts ändern. In seiner Eigenschaft als Verwalter verlangte er pünktliche Erfüllung

der Dienstpflicht und volle Disziplin, und er war hier in seinem Recht.

„Es ist zwei Uhr,“ rief er, „an eure Arbeit, Leute, sofort! Kein Lärm mehr, keine Widerrede.“

Und als die Ruhe doch nicht sofort eintrat, ja Rufe und Gegenrufe sich vernehmen ließen, und das Begehren laut wurde, daß einige von ihnen nach Amsel entsendet werden mögen, schrie er den Steigern zu: „Die Tafel zur Hand und die Uhr, wer in zwei Minuten nicht in den Schlafsälen sich zum Gebet versammelt hat, wer beim Aufruf fehlt, ist entlassen.“

Eine plötzliche unheimliche Stille folgte diesen Worten.

Sie wußten es alle, was eine Widersezlichkeit zu bedeuten habe.

In all den Gemütern tobte noch der Zorn, die Herzen dieser Männer klopfen wild, ihre Muskeln bebten, und doch suchte jeder seinem Blute zu gebieten, den lodernden Grimm zu bändigen.

Keiner durfte in dem Augenblick an sich denken, er mußte an Weib und Kind sich erinnern und der greisen Eltern. Er durfte sie nicht verlassen, um seine Kräfte anderwärts zu verdingen, er war durch die eiserne Notwendigkeit gefesselt an diesen Boden. Sie gingen alle – alle.

Es gibt auch einen Heroismus des Gehorsams.

Fünftes Kapitel.

Zwei Tage später finden wir Baron Reinthal in einem Eisenbahncoupè erster Klasse; er fuhr mit dem Schnellzuge nach Solenbad.

Das Parlament hatte seine letzte Sitzung gehalten, er war frei und gedachte diese Freiheit auf das beste zu nützen.

Die Politik und alles was mit ihr zusammenhängt, wollte er für die nächsten Wochen völlig bei Seite schieben. Aber unsere besten Vorsätze kommen gegen alle Gewohnheiten nicht auf.

Er hatte einige Stationen allein in dem Coupè gesessen, hatte seine Zigarre geraucht und zum Fenster hinausgesehen; aber die Gegend war langweilig und seine Zigarre zu Ende. Er griff in seine Rocktasche und entnahm ihr eine Broschüre, in der er zu blättern begann.

In der Station Falkenau legte er das Büchelchen neben sich auf den Sitz und sah zum Fenster hinaus.

Schon hatte er den Kopf wieder zurückgezogen und schon war das Zeichen zur Abfahrt gegeben, als die Waggontür aufgerissen wurde und Graf Falkenau zu ihm in das Coupè stieg.

Man schüttelte sich die Hände und verständigte sich über das gemeinsame Reiseziel.

Auch Graf Falkenau fuhr nach Solenbad, er besuchte seine Familie, die sich daselbst vortrefflich befand, und er gedachte, die günstige Disposition seine Gattin benützend, selbst durch vier Wochen die Bäder zu gebrauchen.

Der Baron zeigte sich von der Aussicht entzückt, in ländlicher Traulichkeit einige Wochen mit dem Grafen und seiner Familie zusammen zu sein, und betonte all die geselligen Vorteile, die ihm daraus erwüchsen.

Der Zug rollte und schüttert indes vorwärts mit einer Geschwindigkeit von sechs Meilen die Stunde.

Die Broschüre lag immer noch auf dem Polster neben Reinhalt, er hatte auf sie vergessen. Allmählich nur rutschte sie auf dem Tuchkissen vorwärts; jetzt, bei einem besonders heftigen Ruck fiel sie zu Boden. Der Graf hatte es bemerkt, er bückte sich um sie aufzuheben, und legte sie in verbindlicher Weise in die Hand des Barons, die dieser rasch entgegenstreckte.

Nichtsdestoweniger hatte er einen Blick auf das Titelblatt geworfen und hob nun den Finger in scherzhafter Drohung.

„Auf was ertappe ich sie da! Schon wieder Manlius, wissen Sie auch, daß diese Broschüre verboten ist?“

So weltgewandt der Baron auch war, er konnte einen leichten Verdruß nicht verbergen.

„Es ist mir bekannt,“ bemerkte er mit einem gezwungenem Lächeln, „aber ich weiß, daß solche Vorsichtsmaßregeln gewöhnlich die entgegengesetzte Wirkung haben.“

„Wie Figura zeigt,“ bemerkte der Graf jovial, von der Broschüre auf den Baron weisend, „man tut indes was man kann.“

„Und schreibt damit dem Werkchen und seinem Verfasser eine Bedeutung zu, die beide nicht verdienen.“ Reinthal sagte es in einem wegwerfenden Ton, aber es steckte dahinter eine Gereiztheit, die der aufmerksamen Beobachtung des Grafen nicht entging; mit seinem ironischsten Lächeln nickte er dem anderen zu: „Jedenfalls sind Sie der erste gewesen, der dem bisher unbekanntem Verfasser die Ehre angetan hat, ihn in öffentlicher Parlamentssizung zu zitiren. Man behauptete damals, Sie stünden demselben persönlich nahe.“

Die Hände des Barons griffen nervös an der Broschüre herum, indes sein Gesicht den gewohnten nachlässig=lächelnden Ausdruck beibehielt.

„Das Werk, von dem diese Broschüre nur ein Auszug ist, hat in nationalökonomischer Hinsicht manches erörtert, das von Interesse war; es strebt dabei

nach wissenschaftlicher Begründung, und nur insofern, als diese zulässig, habe ich es benutzt.“

„Und nur insofern, als Ihnen die scharfe Kritik der bestehenden Verhältnisse gerade paßte, aber“ – der Graf hatte ein überlegenes Lachen – „man könnte den Spies auch umwenden und jene daran gerügten Mißstände dem früheren Regime in die Schuhe schieben.“

„nu8n, wir wollen jezt nicht darüber streiten,“ sagte der Baron versöhnlich.

„Sie haben Recht.“

„Und eben so wenig dürfen Sie glauben, daß ich persönlich mit den Tendenzen dieses Manlius übereinstimme.“

„Ich habe Sie nie für so unvorsichtig gehalten, dergleichen im Ernste zu propagiren. Das sind nur Trümpfe, die von den Liberalen gegen uns ausgespielt werden, aber es könnte kommen, daß wir den Gewinn einziehen.“

„Die wissenschaftliche Diskussion ist das Recht unseres Jahrhunderts, das Recht des Liberalismus und seine vornehmste Eigenschaft.“ sagte der Baron mit Bewußtsein.

„Wohl, aber der Liberalismus mit seiner Ursprünglich ins Weite gehenden Tendenz hat die Beschränkung solcher Lehren innerhalb der Wissenschaft so gut wie unmöglich gemacht. Das Buch ist unter uns

diskutierbar, zugegeben, aber da halten Sie auch schon eine Volksausgabe in den Händen, und diese Broschüre ist bereits in Masse verbreitet, nicht nur in den Städten, nein, auch auf dem Lande, selbst in den kleinsten Dörfern und Nestern hat sie Eingang gefunden. Was soll das dem gemeinem Mann? Ihm ist es ein gefährliches Gift und es ist die Pflicht eines jeden wohl denkenden, ihn davor zu bewahren.“

Der Baron biß sich auf die Lippen. Seine Nervosität und sein geheimer Grimm auf Arnold nahmen zu, laut aber sagte er: „Ich bin hier ganz Ihrer Meinung. Dem großem Haufen müssen gewisse Dinge und gewisse Einsichten ewig vorenthalten bleiben, und ich versichere Ihnen, ich billige es durchaus, daß diese Broschüre, die für einige Kreuzer zu haben ist und dadurch allen zugänglich gemacht werden soll, verboten wurde. Der jugendliche Verfasser hat damit Unbesonnenheit begangen, die seine Freunde selbst mißbilligen müssen.

Der Graf nickte gemessen. Er wollte es nicht merken lassen, wie sehr es ihn befriedigte, den Baron in Harnisch gebracht zu haben, Wobei dieser, so vorsichtig er auch war, sich manches entschlüpfen ließ, was ihm Anhalt bot zu weiteren Kombinationen.

Seit Graf Falkenau die nationalökonomischen Essays dieses Mannes gelesen, hatte er alles in Bewegung

gesetzt, um den wirklichen Namen des Verfassers zu erkunden. Es war nicht allein das Talent, das Wissen, das ihm in dem Werk imponierend entgegentrat, es war auch der Charakter, der in dem Ganzen sich aussprach. Es lag ein Zug darin, der etwas mit ihm Verwandtes hatte, und wenn sie sich versöhnlich nahe traten, so konnte möglicherweise eine Verständigung erzielt werden. Aber bisher war es ihm nicht geglückt, Bestimmtes zu erfahren, und er hatte nur Vermutungen.

Es existirte eine Version, daß Reinthal selbst der Verfasser sei, diese hatte Falkenau lächelnd verworfen; für eine zweite, daß es jener junge Gelehrte sein könne, für den sich Reinthal in so nachdrücklicher Weise verwendete, und von dem man sich ins Ohr flüsterte, daß es sein Sohn sei, suchte er Beweise.

Der Baron lieferte sie ihm wider Willen.

Er hatte von jugendlicher Unbesonnenheit gesprochen, er kannte ihn also, aber er wahrte mit Aengstlichkeit sein Inkognito und äußerte sich selbst über das Thema so vorsichtig, daß man wohl merkte, daß er nahe und unmittelbar dabei interessirt sei. Nun machte es ihm weiter ein unsagbares Vergnügen, zu sehen, wie der Baron sich plötzlich von dem, seiner Tendenzen wegen verdächtigen Manlius zurückzog, wie er ihn verleugnete und diese selbst zu bekämpfen vorgab. Auf

diese Weise wurde ein Konflikt geschaffen, der Manlius seiner Partei, den Altkonservativen, in die Arme trieb: wenn Reithal ihn fallen ließ, Falkenau würde ihn aufnehmen.

Seine Partei hatte es längst eingesehen, daß etwas für das Volk geschehen müsse – aber nicht durch das Volk. Wenn Manlius aber, wie er nicht bezweifelte, Einfluß auf die unteren Klassen besaß, wenn er das Vertrauen derselben genoß, so konnte er der Regierung außerordentlich nützlich werden. Es handelte sich dann nur darum, Manlius zu gewinnen, und man hatte damit seinen ganzen Anhang in den unteren Ständen gewonnen, die ja, wie der Graf meinte, nicht selbst denken, sondern von ihren Führern sich leiten lassen. Es galt also vor allem, den Riss zwischen den Baron und Manlius zu erweitern.

Sie billigen das Verbot? fragte er Reinthal.

„Durchaus.“

„Nun dann kann ich Ihnen auch gestehen, daß die Polizei beauftragt ist, in diesem Fall mit aller Strenge vorzugehen. Gerade in Solenbad und Umgebung scheint diese Broschüre massenhaft kolportiert zu sein. Es sind Konfiskationen vorgenommen worden, und es hat sich dabei herausgestellt, daß die modernen Ideen und Doktrinen auch in diesen Gegenden eine Verbreitung gefunden, die bisher nicht einmal geahnt

wurde. Wahrlich, es tut Not, dem Volke seinen Gott und seinen Glauben wieder zurückzugeben.“ fügte er mit einem anklagenden Blick auf Reinthal hinzu, „und wir werden notgedrungen Strenge walten lassen müssen, um die Leute wieder zur Besinnung zu bringen. Daß diese Broschüre,“ er zeigte in absichtlicher Deutlichkeit auf dieselbe, die Reinthal unter seinen Fingern krampfhaft zerknüllte, „in solcher Menge und gleichzeitig in Stadt und Land verbreitet wurde, zeigt auf eine gewisse agitatorische Tätigkeit und es ist zu vermuten“ – er machte eine Pause und ein stechender Blick traf den Baron – „daß der Verfasser selbst derselben nicht fern stehe. Die Polizei fahndet daher auf Manlius und da es überall Verräter und Spione gibt, so ist wohl anzunehmen, daß sie in kurzem diese äußerst interessante Bekanntschaft gemacht haben wird.“

Reinthal saß da mit einem blassen Lächeln auf den Lippen, im Herzen den heißen Zorn über die Malice des Grafen und das frevle Spiel Arnolds, der ihn in all den ehrgeizigen Hoffnungen, die er auf ihn gesetzt, getäuscht und betrogen hatte...

In Obergau angekommen, wurde Graf Falkenau von der ganzen Familie auf das freudigste begrüßt.

Nachdem er sich von dem Wohlbefinden aller überzeugt und mit den Seinigen eine Viertelstunde

lang Fragen und Antworten in rascher Folge getauscht, begab er sich auf sein Zimmer, um sich umzukleiden.

Seine Gattin, eine besorgte Hausfrau, folgte ihm dahin, um nachzusehen, ob in dem fremden Hause auch alles seinen Gewohnheiten entspreche.

Der Graf hatte seine Krawatte abgelegt, die Weste aufgeknöpft und streckte sich im Lehnstuhl behaglich aus, er versicherte, er sei ganz durchrüttelt und habe Hunger.

Gräfin Marie setzte sich neben ihn, gerade und steif wie immer.

„Du hast doch hoffentlich unterwegs etwas zu dir genommen?“

„Nur einen Bissen; es schmeckte mir nicht, ich hatte vorher zu viel geraucht, aber wenn man mit Reinthal zusammen ist, raucht man immer. Apropos“, fügte er mit einer gewissen Lebhaftigkeit hinzu, „Reinthal hat mich mit einigen schwärmerischen Huldigungen für dich beauftragt. Er will morgen herüberkommen, um dir seinen Schützling vorzustellen, Doktor Lefebre.“

„Es ist sein Sohn,“ sagte sie kalt.

„Bist du dessen sicher?“

„Ich bin es.“

„Dann bitte ich dich, ihm eine Liebenswürdige Aufnahme zu bereiten, mir wäre daran gelegen, den jungen Mann an uns zu fesseln.“

Sie schloß die Lippen fest aufeinander. Ihre Haltung erschien in diesem Augenblick noch eckiger und schroffer als gewöhnlich, und wenn ihre Ablehnung auch stumm war, so war sie nur allzudeutlich. Seine Stirne furchte sich. In einer Bewegung der Ungeduld schlug er die Beine übereinander.

„Es wird dir nicht allzuschwer fallen, Herr Lefebre ist liebenswürdig.“

„Dann bringe ihn mir ohne seinen Vater.“ Der Graf schüttelte den Kopf unter einem Lachen, in dem sich viel Aerger aussprach. „Nun, wahrhaftig, du bist in deinen Antipatien von einer extremen Zähigkeit! Aber so sind die Frauen, und in dem Punkt halten sie einmal alle zusammen: weil der Baron eben kein Muster von einem Ehemann gewesen ist, so hat er deine Gunst für immer verscherzt; nun, du wirst ihn jetzt in seinem neuen Verhältnis als Vater kennen lernen, und vielleicht wird er dir darin besser gefallen.“

Die schmale Brust der Gräfin durchschütterte es wie im Krampf, es war ein stummes und verächtliches Lachen.

„Ich kenne ihn auch als Vater, kenne ihn zur Genüge, aber ich wüßte nicht zu sagen, ob er als Vater oder als Ehemann sich besser benommen.“

„willst du damit sagen, daß er seinen Sohn nicht liebt?“

„Ich will damit sagen, daß dieser Mensch niemals etwas geliebt hat, noch jemals etwas anderes lieben wird als sich selbst.“ Die großen sonst so ruhigen grauen Augen der Gräfin hatten einen Aufbliz des Hasses. Mißbilligend schüttelte er den Kopf.

„Du übertreibst,“ als er aber nun der Beobachtungen gedachte, die er während der Fahrt gemacht, fügte er nachdenklicher hinzu: „Alzufest scheint das Band aber allerdings nicht zu sein, das die beiden verknüpft, und wenn politische Gegnerschaft hinzukäme – Reinthal würde ihn fallen lassen; aber der Sohn wird dies Aeüßerste hintanhaltend, er wird den Vater nicht missen wollen“ – wie fragend wandte er sich seiner Frau zu.

„Wenn der Sohn wüßte, was ich weiß, er würde sich für immer von ihm abwenden, denn er müßte ihn hassen.“

Der Graf beugte sich in erregtem Interesse ihr entgegen. „Sprich dich doch einmal darüber aus, Marie; was sind das für Geheimnisse, die deine Freundin Ilona dir anvertraut hat? Ich hatte bisher niemals

darnach gefragt, mein Gott, was Frauen einander zu klagen und anzuvertrauen haben, man kennt das, aber nun wäre ich selbst geneigt, diesen Dingen einige Bedeutung beizulegen.“

Marie erhob sich, all ihre Ruhe und Gelassenheit schien ihr wieder zurückgekehrt.

„Ich kann dir nichts weiter darüber sagen. Dieser Mann, der das Weib nicht achtet, er hat das seltene Glück gehabt, daß er bisher nur mit Frauen zu tun hatte, die edel und selbstvergessen, ihn geschont haben, die seine Fehler verbargen, die selbst seine Nichtswürdigkeit mit ihrer Liebe zu decken suchten. Und wenn mir die arme Ilona in ihrem Schmerz ein Geheimnis verraten hatte, so geschah dies, weil sie wußte, daß sie sich auf mich verlassen konnte und ich meinen Schwur halten würde, dies Geheimnis bis ans Grab zu bewahren. Ich habe meiner Antipatie bisher keine Worte geliehen, und ich hätte es auch heute nicht getan, aber in letzter Zeit ist dein Verkehr mit diesem Manne ein häufigerer geworden und er selbst scheint sich mit einer gewissen Absicht an unsere Familie heranzudrängen. Ich erkläre dir aber, Robert, daß ich jede wie immer geartete Verbindung mit ihm verabscheue, und daß ich ihn nicht mehr zu empfangen gedenke.“

In ruhiger Würde und ungebeugter Haltung schritt sie an ihm vorüber und zur Türe hinaus.

Ihr Mann sah ihr nach in ungemessenem Erstaunen. So viel auf einmal, dünkte ihm, hätte sie noch nie gesprochen, aber zugleich erfaßte ihn eine Art Bewunderung. Ihre Sittenstrenge, die Lebhaftigkeit ihres Rechtsgefühls kamen ihm fast erhaben vor. „Solche Art wird selten,“ sagte er sich, dann aber hatte er doch einen tiefen Seufzer; der stattliche Graf bedauerte vielleicht, daß diese Tugenden so gar dürr erschien und nicht mit etwas sinnlichem Reiz geschmückt waren.

In der Villa herrschte seit der Ankunft des Barons eine sehr aufgeregte Geschäftigkeit. Jezt wußte man doch wieder, daß dies das Haus eines Kavaliers sei, und daß die Herrschaft anwesend.

So lange der Doktor allein hier wohnte, hatte sich die Dienerschaft durch seine Bedürfnislosigkeit geradezu verletzt gefühlt, und seine Häufige Abwesenheit, sowie sein unvermutetes Wiedererscheinen irritirte sie ebenfalls.

Jetzt wurde es sofort allen behaglicher.

Die Diener, die in der Stadt zurückgeblieben, waren ebenfalls mit herausgekommen, uns alles wurde nun wieder standesgemäß organisirt.

Es war acht Uhr Abends, und im Salon und Raucherzimmer wurden die Lichter angezündet. Der Kammerdiener des Barons, der geschmeidige Felix,

und der kaum minder schlaue Julian, der für den jungen Herren angenommen worden war, standen plaudernd in dem Entrée, durch dessen geöffnetes Fenster noch Tageshelle hereindrang.

Julian arrangierte Blumen in einer Vase und Felix musterte alles mit einem Überlegenem Lächeln, eine Hand unter dem Ellbogen gelegt, mit der anderen sich das glatt rasirte und gepuderte Kinn streichelnd.

„Er wird gleich wieder läuten, Sie werden sehen,“ sagte er, „er ist sehr aufgeregt, kein Wunder, die Sache ist doch höchst alarmierend.“

„Ich hatte schon immer das Gefühl, daß der Doktor Dummheiten mache,“ versetzte Julian mit wichtiger Miene, „aber daß er sich so gemein machen würde, hätte ich ihm doch nicht zugetraut.“

„Jetzt wird's wohl mit der Adoption aus sein, meiner Ansicht nach ist sie ganz unmöglich geworden, denn wie –,“

„Pst,“ unterbrach Julian, „hat er nicht geläutet?“

Beide horchten.

„Nein.“

„Mich wundert, gelesen hat er's doch gewiß schon.“

„Natürlich, übrigens hat er schon etwas wissen müssen, wie er von der Gräfin zurückgekommen ist; ich kenne meinen Herrn, er hatte seine Miene und die-

Zeitungen hat er in einem Ton begehrt, in einem Ton! – na, ich hab sie ihm gleich mit der Seite hingelegt, wo die Volksversammlung annoncirt war und die Einberufer und Redner; wie er das Blatt anschaute, mußte ihm der Name Lefebre in die Augen fallen.“

„Er muß wütend sein.“ sagte Julian.

„Hören Sie, es ist aber auch keine Kleinigkeit, eine solche Aufführung! mit Arbeitern verkehren – in Volksversammlungen öffentliche Reden halten – und was das für Folgen haben kann; und das muß ihm mit seinem Sohn passiren, ihm, der soviel auf Anstand und Noblesse hält!“

„Ja, nobel ist er, das muß man ihm nachsagen.“

„Und er hätte auch das Notwendige, um seinen Namen mit Glanz aufrecht zu erhalten.“

„Er muß höllisch reich sein?“

Felix hatte die hochmütigste Miene von der Welt: „mehrfacher Millionär!“

„Hm, hm!“ machte Julian voll Verwunderung und dann mit schlauer Miene und etwas Heimlichkeit den Zeigefinger erhebend: „aber bei ihr wird ihm das doch nichts nützen.“

„Was meinen Sie?“

Jetzt hatte Julian das insolente Lächeln, jetzt war die Reihe an ihm, sich als Eingeweihter zu geben.

„Sie wissen“, sagte er nachlässig, „nachdem er ein Bad genommen und sich umgezogen, ist er gleich hinüber zur Gräfin Helene.“

„Die Gräfin war ausgeritten.“

„Hab ich ihm gesagt, er ist aber doch hinüber gegangen.“

Felix zwinkerte indiskret mit den Augen. „Erst recht, die Helene tangirt uns nicht mehr, wir wollen jetzt die blonde Komtesse, die Elsa.“

Julian zuckte die Achseln. „Da kann ich ihn nur bedauern.“

„Wie so?“

„Nachdem, was mir Josefa berichtet – Sie verstehen mein Lieber, wir stehen auf gutem Fuß miteinander – also, er ließ sich bei der Komtesse melden, worauf sie zurück sagen ließ, daß sie allein sei, und er möge daher entschuldigen, wenn sie ihn nicht empfangt. Unser Baron nahm hierauf eine Karte und schrieb einige Zeilen darauf, es war englisch. Josefa kann leider noch immer zu wenig englisch, sie konnte das Geschriebene nicht entziffern, sie übergab die Karte. Die Komtesse soll eine Weile überlegend gestanden haben, dann setzte sie sich an den Schreibtisch und ließ indes den armen Baron im Salon auf ihre Antwort warten.

Er soll fürchterlich blaß geworden sein, als ihm Josefa das Briefchen überbrachte und er, der sonst nie

auf seine Schuldigkeit vergaß, ist diesmal ohne Dank davongeeilt.“

„Mein armer Baron!“ sagte Felix mit einem bedauernden Lächeln, dem eine kleine Schadenfreude beigemengt war. „Ja, das mag ihn freilich wurmen, wir sind auch dergleichen nicht gewohnt, haben immer Succes gehabt, enormen Succes.“

Julian neigte sich vertraulich an das Ohr seines Kameraden. „Wenn Sie’s nicht verraten wollen, Josefa hat mir’s nämlich unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit anvertraut – „

„Das versteht sich unter uns.“

„Sie meint, die Elsa und unser Doktor, die hätten was miteinander.“

„Ah!“ rief Felix ganz indignirt.

„Die Josefa hat nämlich schon zweimal Briefe auf die Post getragen, und darauf stand: Arnold Lefebre.“

„Wenn er’s erfährt, das schlägt dem Fass den Boden aus.“

„Von uns aus bleibt es ein Geheimnis.“

„Natürlich, natürlich,“ beteuerte Felix.

In dem Augenblick läutete es stark und Felix begab sich in die Gemächer.

Er kam sofort wieder zurück.

„Was wollte er denn?“ fragte Julian.

„Ach nichts, er hat nur gefragt, ob der Doktor noch nicht zurück gekommen sei.“

„Aha, er kann es nicht erwarten, na, das sezt noch was, zwischen den zweien, Sie werden sehen.“

Wieder läutete es.

„Er ist recht angenehm heute,“ murmelte Felix verdrießlich, „das haben wir alles dem jungen Herren zu verdanken.“ Er ging hinein und kam wieder zurück.

„Jetzt sollen Sie auch hinein kommen, Julian.“

„Was will er denn?“

„Er will jetzt wieder wissen, wer der Mensch war, mit dem der Doktor heute fortgegangen ist.“

„Ich hab’s ihm ja schon gesagt, ein Arbeiter war’s, ein ganz ordinärer Kerl, hat Juchtenstiefel angehabt, und hat auch darnach gerochen, daß es mir fast den Magen umgedreht hat; und ganz kek ist er herein gekommen und hat sich auch noch anmelden lassen.“

„Wie hat er denn geheißen?“

„Ich hab mir nur seinen Vornamen gemerkt: Georg, weil ich einmal mit einem Georg in die Schule gegangen bin.“

„Es ist wirklich eine Blamage für das ganze Haus,“ versetzte Felix indignirt, während er mit Julian, leicht und leise auftretend, den Speisesaal durchschritt. „Na, ich hätte sollen da sein, ich hätte dem Burschen den Standpunkt klargemacht.“

Julian nahm einen weinerlichen Ton an: „Sie haben leicht reden, Sie sind immer um den Baron, aber ich war ja gewissermaßen dem jungen Herren attachirt, und der hatte mir anbefohlen, jedermann vorzulassen, wer es auch sei, und hat mir auch aufgetragen, höflich mit diesen Leuten zu sein. Ja, ja, unser einer hat mitunter einen schweren Dienst und man muß sich viel gefallen lassen, aber das hat mir noch kein Kavalier zugemutet und ich hab's schon bei vielen probirt.“

„Pst!“ machte Felix, auf die anstoßende Tür zeigend, „er ist im Rauchzimmer.“

Sie verschwanden in der Tür derselben.

Gleich darauf kam Arnold in die Villa, und es ward ihm sofort hinterbracht, daß der Baron angekommen sei und ihn zu sprechen wünsche.

Er wechselte den Rock und trat bei ihm ein.

Sechstes Kapitel

Das elegante Rauchzimmer mit Holztäfelung und Holzplafond in herrlicher Arbeit sah in dem Lichte der zwölf Kerzen, die auf dem schweren Bronzelustre flackerten, äußerst vornehm und düster aus. Sämtliche Türen, die einflügelig mit dem Getäfel der Wand zusammengingen, waren geschlossen und nur die gro-

ßen eisernen Türbeschläge von kunstvoller Arbeit und die ebenso schönen Klinken verrieten die Ausgänge.

Ueber dem reichen Kamin befand sich, nach pariser Art, eine Maueröffnung, und darin war eine Spiegelscheibe gesetzt, die nach dem Salon zeigte, der unter dem blendenden Lichte eines Glaslustres in Helle gebadet schien. Ein Strahl dieses Lichtes brach durch die Scheibe und traf den erhöhten Erker des Rauchzimmers, zu dem einige Stufen, mit einem zierlichen Holzgeländer versehen, hinanführten.

Ein mächtiges Fenster bildete den Fonds des Erkers, es stand in diesem Augenblick geöffnet und ließ die milde Abendluft hineinströmen und alle Wohlgerüche des Gartens.

Zwei schwellende Divans nahmen die Breitseiten des Erkers ein, und Vater und Sohn hatten darauf einander gegenüber Platz genommen. Ein Rauchtisch stand zwischen ihnen.

Reinthal hatte eine Zigarre angezündet, aber er war zu erregt, um sie zu rauchen, und hatte sie wieder weggelegt.

Er lehnte sich in den mit einem persischen Teppich überdeckten Divan zurück und in Vollbewußtsein all seiner Ueberlegenheit bemühte er sich, äußerlich wenigstens, Ruhig zu erscheinen.

„Du hast mir eine besondere Ueberaschung bereitet, wahrlich, ich hatte das nicht vorrausgesehen. Ich habe deiner Billichkeit als Gelehrter, nachdem du alles getan, beides zu untergraben.“

„Wie meinst du das?“

„Ich habe dich bisher gefördert in jeder Weise, dein Wissen verdankst du mir. War es nun so ganz unberechtigt zu wünschen, du solltest es dereinst unter meiner Leitung, dir selbst zur Ehre und zum Gewinn verwerten? Wie hast du aber diesen Erwartungen gegenüber dich verhalten? Du hast ein Buch veröffentlicht, anonym, in welchem du die Lage des arbeitenden Volkes untersuchst und nationalökonomisch feststellst; gut, ich hatte nichts dagegen, du hattest dich damit in die Reihen der gelehrten Forscher und Staatsmänner gestellt. Das Buch hatte sofort in diesen Kreisen Aufsehen erregt und die Neugier nach dem Verfasser erweckt. Aber wenn man auch deinen Namen erfahren, und selbst wenn man ihm mit dem meinigen zusammen genannt hätte, ich hätte dich nicht verleugnet und es hätte nicht dir, nicht mir geschadet. Uns Gebildeten liegt die Pflicht ob, das Wohl des Volkes in Betracht zu ziehen und darüber nachzudenken. Du aber hast dich nicht damit begnügt. Du hast Broschüren unter das Volk geworfen, unter das ungebildete und unwissende Volk, und du hast damit den Keimen

der Unzufriedenheit, die in ihm gären, neue Nahrung zugeführt. Das konnte nicht geduldet werden: die Broschüre ist verboten worden. Und nun ist ihr Verfasser kein Gelehrter mehr, er ist ein Agitator – man sucht ihn, man will ihn zur Verantwortung ziehen – und du – du tust das Letzte, das Kompromittierendste, du denunzirst dich gleichsam selbst, indem du als Redner auftrittst in einer Volksversammlung. Willst du es leugnen?“

Arnold hatte den Kopf erhoben, sein Blick hatte das Feuer eines stolzen Bewußtseins. „Keineswegs mein Vater.“

„Und du willst in öffentlicher Versammlung zu diesen Leuten reden?“

„Ich werde damit einer sittlichen Pflicht Genüge leisten.“

„Und tags darauf wirst du über deine Beziehungen zu den Arbeitern in allen Journalen Berichte finden und Kommentationen.“

„Ich werde mich der Tatsache nicht zu schämen haben, daß ich in Schrift und Wort die Gedanken und positiven Erfahrungen unserer modernen Wissenschaft denjenigen übermittle, die ihrer bedürfen und am heftigsten darnach verlangen, denjenigen, die erst noch heranzuziehen sind für ihre Aufgabe im Staat

und in der Gesellschaft, und die der Höhe dieser Aufgabe sich noch nicht voll bewußt sind.“

„Das heißt mit anderen Worten, sie für die politische Aktion zu dressiren,“ rief Reinthal mit leidenschaftlicher Schärfe, „aber wisse, die Mitberatung und Entscheidung über ihr Schicksal kann den unteren Ständen nicht eingeräumt werden, sie sind noch lange nicht reif dazu.“

Auch Arnold fuhr mit einem unwillkürlichen Ruck in die Höhe.

„Nicht reif! Wahrlich, es dürfte nicht verwundern, wenn das Volk diese Reife nie erlangte, da alles, was sein geistiges Anrecht ausmacht, ihm verkümmert wird. Aber du solltest diese bequeme Phrase nicht im Munde führen, die althergebrachte.

Du weißt es wohl, daß, wie in der ganzen Natur, es auch im Völkerleben ein ewiges Gesez der fortschreitenden Entwicklung gibt, und dieser Werdeprozeß der Menschheit läßt sich nicht eindämmen und nicht zurückhalten; die geistige Bewegung durchdringt gegenwärtig alle Schichten, und an ein Ausschließen und Geheimhalten philosophischer und ökonomischer Wahrheiten ist in unseren Tagen nicht mehr zu denken, damit ist es vorüber. Die Emanzipation der unteren Stände schreitet unaufhaltsam vorwärts und sie manifestirt sich in dem heißen Bildungsdrange

derselben und in der Erkenntnis, wie wenig bisher dafür geschehen ist. Die Arbeiter wissen ganz gut was ihnen fehlt; mit tiefer Beschämung erkennen sie ihren tiefen Stand an Wissen und Bildung. Sie wollen daher lernen, aber sie sehen ein, daß sie sich die Möglichkeit dafür selbst verschaffen müssen. Und wenn sie nun zuerst und vor allem eine Verkürzung ihrer Arbeitszeit verlangen, so ist es nicht um weniger zu arbeiten, sondern um Zeit zu erübrigen, ihren geistigen Bedürfnissen Rechnung zu tragen. Sich durchzuringen zur Vernunft und Klarheit, zum politischem Verständnis ihrer Lage ist ihr höchster Wunsch, sie stellen ihn über den augenblicklichen materiellen Vorteil, denn der Arbeiter ist noch Idealist, glaube es mir, und er kämpft hier nicht einen Kampf um leibliche Interessen allein, in ihm ruht noch in voller Kraft und Reinheit das lang zurückgedrängte etische Bedürfnis nach Vervollkommnung.“

Reinthal stieß ein kurzes zorniges Lachen aus.

„Der Idealist bist du, und es ist dein Idealismus, der den ihrigen voraussetzt. Aber wenn auch du noch in Idealen und Utopien befangen bist, ich bin es nicht mehr.“ Er richtete sich hoch empor und sein geistvolles Auge traf fest auf den Jüngeren; „als Mann von Erfahrung, als Mann der die Verantwortung für seine Handlungen zu übernehmen gewohnt ist, urteile ich

anders. Wir haben zunächst und vor allem das Bestehende an Intelligenz zu wahren, die schwererrungene Kultur, die Rechte der Gebildeten, und darum sage ich dir, niemals werden wir Maßnahmen begünstigen, die ein Volksregiment hervorrufen würden, niemals werden wir uns mit dem Pöbel verbünden, um unsere höchsten Errungenschaften diesem Pöbel zu überantworten.“

In drohender leidenschaftlicher Feindseligkeit standen sich Vater und Sohn gegenüber und all die Gegensätze ihres Charakters und ihrer verschiedenartigen Entwicklung traten in der Erbitterung noch verschärft hervor.

„Ihr überantwortet euch dem Pöbel,“ rief Arnold von seinem Blute fortgerissen, „ihr tut es, indem ihr die gerechten Forderungen des Volkes als lästig und unbequem zurückweist. Nicht diese, die nach Wissen schreien, die ein erhöhtes Leben begehren, ein menschenwürdiges Dasein, nicht diese sind der Pöbel, aber jene dumme gedankenlose Masse aller Stände, der niederen und höheren, die nur den Alten und Gewohnten sich fügt, die nur die Wirkungen gewahrt wird, in ihrer Gedankenlosigkeit aber niemals die Ursachen durchdringt, diese sind der Pöbel, und er wird gegen euren Willen, aber unter eurer Flagge die Anarchie herbeiführen, einen unübersehbaren Rückschritt.“

„Genug!“ rief Reinthal mit der Stimme des Gebieters, „und mehr als genug, ich verlange nicht deine hirnverbrannten Theorien zu hören, ich kenne sie bis zum Ekel.“

„Wie du willst – ich will dir dann gute Nacht sagen. Ich bedaure, daß ich mich habe fortreißen lassen – aber es mußte einmal alles klar werden zwischen uns.“

„Ganz recht, drum bleib! Wir müssen miteinander völlig ins Reine kommen.“

Arnold, der sich zu gehen gewendet, blieb stehen; er suchte sich zu fassen, er wollte seine Ruhe zurückerlangen, seine Besonnenheit.

Reinthal schritt vor dem Kamin auf und nieder; auch er schien etwas niederkämpfen zu wollen, das wild in ihm aufstürmte gegen den rebellischen Sohn. Jetzt blieb er dicht vor ihm stehen und sagte in erkünstelter Ruhe:

„Unsere Ansichten trennen uns. Glaube nicht, daß ich mich jemals zu den deinen bekehren lasse, aber ich rechne ein wenig darauf, daß du die deinigen ändern wirst – nicht sofort“ – fügte er rascher hinzu, als er die widerspruchsvolle Geberde Arnolds gewahrte – „ich weiß es, aber späterhin sicher.“

Wieder ging er auf und nieder, dann sagte er in all seiner gebieterischen Vornehmheit und ohne seine

Promenade zu unterbrechen: „Einstweilen wirst du die Güte haben, deine Gesinnungen für dich zu behalten und ein öffentliches Auftreten in Volksversammlungen ec. zu vermeiden. Ich verlange, daß du deine agitatorische Tätigkeit aufgibst und alles, was damit zusammenhängt. Du wirst begreifen, daß du dergleichen, so lange du in meinem Hause bist, nicht dulden kann und nicht dulden mag.“ Er blieb stehen und wandten den Kopf ihm zu, er erwartete eine Antwort, als er aber in das bleiche entschlossene Gesicht seines Sohnes sah, fügte er lauter und schärfer noch hinzu: „Du bist ökonomisch abhängig von mir, ich halte deine Existenz in der Hand, dein ganzes Lebensglück, du hast dich also nicht zu besinnen.“

„Was ich zu tun habe, steht klar vor mir, und ich besinne mich keinen Augenblick, lebe wohl.“

Arnold tat einen Schritt gegen die Tür dann blieb er stehen und in halber Wendung streckte er den Vater rasch die Hand entgegen. „Laß uns ohne Groll scheiden, ich bitte dich.“

Reinthal brach in ein frivoles Lachen aus.

„Wie abgeschmackt du bist, wie geistlos! Höre, Arnold, du müßtest doch ernstlich in Verlegenheit kommen, wenn man dich fragen würde, wie du deine Haltung mir gegenüber rechtfertigen wolltest. Was denkst du dabei? Willst du großartig sein, mit antiker Tugend

dich brüsten? Ich versichere dich, sie wirkt burlesk in unserer Zeit. Ein Philosoph in der Tonne, der aus der hohlen Hand trinkt, würde polizeilich beanstandet werden. Also gib dich keinen albernen Illusionen hin und sei ein wenig vernünftig.“ Er näherte sich ihm, und sein Sarkasmus verwandelte sich in Bonhommie. „Von was willst du denn leben? Sieh nur einmal deine Hände an, wie fein sie sind, wie zart, die sind nicht gewohnt zu arbeiten. Willst du mir darauf antworten, daß du hinlängliche geistige Anlagen und Kenntnisse besizest, um alles Nötige dir zu erwerben? Zugegeben. Aber du sie nicht nicht in unserem Dienste zu verwerthen gedenkst, so wirst du sie jenen Armen und Unterdrückten zur Verfügung stellen, und du wirst also diesen Aermsten für das problematische Glück deiner Teilnahme das karge Brod vom Munde wegstehlen.“ Sei Ton wurde ernster und noch eindringlicher. „Meiner Treu, sie werden es dich verdienen lassen! Du wirst in harter Frohnde arbeiten und ihnen immer noch nicht genug tun, und, sie werden dich verantwortlich machen für alle Mißerfolge, und sie werden dich verdächtigen und dich verleumden, denn du gehörst nicht zu ihnen, du bist keiner der ihrigen und so wirst du ihnen immer als ein Eindringling erscheinen, als ein Mensch, der auf ihre Kosten lebt, den sie mit ihrem Schweiß mäßten. Ja, mein Lieber, die Menschen

sind nun einmal viel geneigter das Gemeinste voraus-
zusezen als das Höchste, das Idealste, und so darfst
du nimmer auf Dank rechnen für all die Opfer, die
du ihnen gebracht haben wirst, nie und niemals! Aber
du wirst ein Leben voll Mühsal und Entbehrung auf
dich genommen haben, von beständigen Aufregungen
erfüllt, von der Mißgunst und der hämischen Bosheit
besudelt. Und dir wird nicht einmal die innere Befrie-
digung geworden sein, wirklich etwas erreicht, etwas
geschaffen zu haben, das anderen zu Gute gekommen
wäre, und du, der den Trieb nach Glückseligkeit bei al-
len Geschöpfen so tief gefühlt hat, du wirst dich selbst,
diesem Trieb entgegen, zum Unglücklichsten gemacht
haben.“

Reinthal sprach es warnend aus , voll Ueberzeu-
gung; er gehörte zu denen, die die Gemeinheit der
Menschen studirt haben, und mit Wollust darauf hin-
zeigen, weil sie die Verachtung rechtfertigt, die Egois-
tische Lieblosigkeit, die sie für die gesamte Menschheit
im Busen tragen.

Arnolds Haltung blieb unbewegt, und er entgeg-
nete fest und einfach: „Was man als gut und recht
erkannt hat, ist eine Macht in uns geworden, die mehr
als alles uns bindet und bestimmt. Und wer sich sei-
nen Ueberzeugungen mit ganzer Seele hinzugeben
vermag, der hat bereits seinen Anteil am Glück.“

Reinthal biß die Zähne zusammen, dann trat er dicht an den Sohn heran und in einem übermütig herausfordernden Ton fragte er: „Wirst du ihr dieselbe Antwort geben?“

„Was meinst du?“

„Ob du dem Weibe, das dich liebt, nur dies Martyrium zu Füßen legen und als ein Ausgestoßener aus der Gesellschaft um sie zu werben gedenkst? Ah, du wirst rot – Gott sei Dank, du hast also doch, außer dieser unfruchtbaren Liebe für die Allgemeinheit noch ein wärmeres Gefühl im Herzen, du liebst das Weib, du liebst Helene!“

Arnold trat einen Schritt zurück und Ton, Blick und Geberde gaben den Wort alle Bestätigung:

„Nein!“

„Nein? Aber du wirst dich vielleicht trotzdem entschließen sie zu heiraten. Du gewinnst mit dieser Frau ein fürchterliches Vermögen, das dir die ersehnte Unabhängigkeit und Freiheit geben wird, das dich allein instand setzen kann“ – sein Blick traf Arnold mit durchbohrender Schärfe – „was du als deine Mission ansiehst zu fördern, die Interessen der Armen mit Nachdruck zu unterstützen, das dir ermöglicht, für deine große Idee etwas wirklich Ersprießliches zu leisten. Nun, du Idealist, für einen solchen Zweck wird dir doch kein Opfer zu groß sein!?! Und das Martyrium an

der Seite eines reizenden Weibes dürfte vielleicht doch jedem andern vorzuziehen sein?!“

„Du irrst, ich kann für meine Ideen mich selbst opfern, aber nicht meine Ehre.“

„Ah, du wagst sie anzuklagen! Aber du wirst mich nicht täuschen, das ist nicht dein wahrer Grund, und wenn du sie verschmähst, geschieht es nur, weil du eine andere liebst, weil du eine andere zu besitzen wünschst – Elsa!“

„Und wenn es so wäre?!“

„Du liebst sie?“

„Ich liebe sie?“

„Ich liebe sie!“ laut, bewußt, einem Jubelruf gleich, der aus tiefstem Herzen sich löst und seine Seligkeit verrät, tönte es ihm entgegen.

Es reizte ihm auf's höchste, zu maßlosem Grimm; Reinthal kannte sich nicht mehr, und seine Züge, soeben noch höhnisch kalt, verzerrten sich in Wut.

„Elender! das Mädchen war mein, ehe du gekommen warst, sie war mir zugetan, du wußtest es, und dennoch hast du um sie gebuhlt, du hast sie mir geraubt!“

„Das tat ich nicht, und mit keinem Wort habe ich ihr bisher gestanden, was ich fühle. Aber wir kannten uns schon lange vorher, noch ehe du sie gesehen, und fühlten uns verbunden. Sie wußte, daß ich dein

Sohn sei, sie kannte unser gegenseitiges Verhältnis und wenn sie dir zugelächelt hat, so galt dies nur dem Vater!“

Reinthal stieß einen bebenden Ruf des Zornes aus. Ohne es zu wollen, hatte ihn Arnold an seiner empfindlichsten Stelle getroffen, an seiner Eitelkeit.

Sie hätte in ihm also nur den Greis gesehen, wie?! Aber was Elsa ihm heute geschrieben, die wenigen Worte, die er sich bisher nicht recht zu deuten gewußt, nicht deuten wollte, sie waren ihm jetzt klar geworden, sie sagten dasselbe.

Doch er erkannte darin nicht das eigene Unrecht, er erkannte darin nur ein Unrecht der anderen.

„Mir aus den Augen!“ schrie er, „niemals noch hat ein Sohn seinen Vater so in allem verletzt, so in allem beleidigt wie dieser Bube mich. Wer bist du denn?! Aus Mitleid nur hatte ich dich aufgenommen, weil du sonst verkommen und verdorben wärst; mir bleibt jetzt nur die Reue, daß ich's getan, daß ich dich jemals Sohn genannt, dich, den Bastard eines Mädchens, mit dem ich mich gerichtlich ausgeglichen habe; ich bin dieser Person nichts schuldig geblieben“ –

„Als die Achtung, die ihr Sohn für sie fordert,“ schrie Arnold in wilder Empörung ihm entgegen. „Kein Wort mehr über meine Mutter, ich müßte dich sonst – Schurke nennen, denn sie hat dich geliebt!“

Arnold wandte ihm den Rücken und verließ das Zimmer.

Siebentes Kapitel

Arnold traf unverzüglich alle Vorbereitungen um das Haus seines Vaters zu verlassen, Er wollte keinen Augenblick länger darin verweilen, als es unumgänglich nötig war. Julian hatte den Befehl erhalten, einen Koffer zu packen, er selbst raffte einige Bücher und seine Schriften zusammen.

Er trat an den Schrank mit eingelegter Arbeit und schloß ihn auf.

Innen zeigte sich rechts und links eine Anzahl kleiner Schubfächer.

Die alte Haushälterin hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß die verstorbene Frau Baronin hier ihren Schmuck und ihre sämtlichen Briefschaften verwahrt gehalten, und er hatte nun auch seine Papiere hier untergebracht.

Er öffnete die Laden und entnahm den Inhalt.

Als er sie wieder zurückschob, schloß die eine nicht völlig, als ob ein Gegenstand dazwischen steckte.

Dieselbe war ziemlich angefüllt gewesen, es war leicht möglich, daß das oberste Papier zurückgescho-

ben worden und nun zwischen der Lade und der rückwärtigen Wand sich spießte.

Er zog die Lade vollständig heraus, um nachzusehen.

Erst konnte er nichts bemerken, als er aber mit dem Lichte hinleuchtete, sah er ganz in eine Ecke gepreßt ein Stück Papier.

Er nahm es hervor, es war ganz zerknittert und zusammengeballt.

Es gehörte nicht zu seinen Schriften, dies mußte sich schon früher einmal hier festgespießt haben, und man war es bei einer flüchtigen Durchsicht des Schrankes nicht gewahr geworden. Hatte er doch selbst schon wiederholt diese Lade herausgezogen, ohne daß er einen Widerstand verspürt hätte.

Es war ein Brief; er strich ihn Glatt und wollte ihn in die Lade zurücklegen.

Sein Blick fiel auf die Adresse und blieb daran haften.

Baronin Ilona Reinthal las er, und diese Worte waren von seiner eigenen Hand geschrieben.

War es möglich, täuschte er sich nicht?!

Nein, es war seine eigene Handschrift.

Hastig besah er den Poststempel, und nun war ihm mit einemmale alles klar geworden. Hier in Solenbad hatte er selbst vor zwölf Jahren diese Worte

geschrieben; die ganze Situation von damals erstand vor seinem geistigen Auge. Er sah die sterbende Frau vor sich, die Großmutter, mit dem tief traurigem Blick, die erst im Augenblick des Hinscheidens ihren Groll beseitigt und ihren Enkel dem Vater zurückgegeben.

„Schreibe die Adresse, ich kann nicht mehr,“ hatte sie geseufzt, und als er sie erstaunt gefragt, warum sie sich nicht direkt an den Vater wende, hatte sie gestöhnt: „Es ist besser so“. Jetzt, in dem Augenblick, fuhr es ihm wie ein Stich durchs Herz. Hätte sie kein Recht dazu gehabt? wäre seine Mutter doch nicht so rein gewesen, wie es ihm bisher Bedürfnis war zu glauben? Sein Vater hatte heute ein abscheuliches Wort gesprochen, ein tiefverletzendes für seine arme Mutter, durfte er es? Er wollte Gewißheit, und dieser Brief mußte sie ihm bringen.

Er wendete sich der Lampe zu und seine Hand zitterte, eine hochgradige Aufregung war über ihn gekommen.

Er schlug den Brief auseinander, die unklaren Schriftzüge tanzten ihm vor den Augen.

Da wurde die Tür nicht ohne Geräusch geöffnet und Julian trat herein. Er meldete, daß alles in Ordnung sei, und sagte, ob der Herr Doktor noch weitere Befehle für ihn habe.

Sein Lächeln war dabei so insolent, daß man deutlich merkte, er sei von den Vorgefallenen hinlänglich unterrichtet und nicht gesonnen, den Doktor fürderhin als seinen Herrn zu betrachten.

Arnold, den Brief in der Hand, wies ihm die Tür, und er mußte sich zurückziehen.

Aber war es nun Zufall, war's Verabredung, jezt kam Felix herein und überbrachte ein Billet.

„Der Überbringer wartet auf Antwort,“ sagte er nachlässig.

Arnold schob den Brief seiner Großmutter in die Brusttasche.

Er wollte ihn nicht in diesem Hause lesen, er mußte ruhiger werden und hier irritirte ihn alles.

Er öffnet das Billet, es war vom Grafen Falkenau, er erbat darin für morgen Vormittag die Ehre seines Besuches.

„Ich möchte einiges mit Ihnen besprechen, ehe Sie die Volksversammlung besuchen,“ hieß es darin.

Arnold trat an den Schreibtisch und antwortete mit einigen Zeilen, in denen er sein pünktliches Erscheinen in Aussicht stellte, dann nannt er das Hotel, wohin man seine Effekten zu bringen habe, nahm seinen Hut und verließ das Haus.

Er durcheilte den Park und die Anlagen. Die Bewegung tat ihm gut, aber das Blut wallte noch immer stürmisch durch seine Adern.

Er ging den Fluß entlang. Die milde sterndunkelde Nacht, die Stille um ihn herum, das in einer ewigen Melodie rauschende Wasser, das alles wirkte beängstigend auf ihn, es übertäubte, was sich allzu wild in seinem Kopfe zusammendrängte und ihm das Herz bewegte. Zorn und Bitterkeit lösten sich allmählich in ein sanfteres Empfinden und die ganze Weichheit seines Naturells brach durch. Unwillkürlich griff er nach dem Brief, der an seiner Brust ruhte und ein leises zärtliches Wort sprachen seine Lippen in die Nacht hinaus: „Mutter!“

Sie war seine erste Liebe und seine erste Sehnsucht gewesen, er hatte ihr Andenken so heilig gehalten, sollte er auch hier enttäuscht werden, nicht mehr an sie glauben zu dürfen? Es däuchte ihm ein Verlust, schmerzlicher als der des Vaters. Und jetzt, in dem Gefühle tiefer Verlassenheit, brannte eine neue unendliche Sehnsucht in seinem Herzen auf, eine neue unendliche Zärtlichkeit, die Liebe zum Weibe.

Er liebte, und liebte mit all der Kraft, mit all dem Feuer der Jugend, mit all der sinnlichen Glut, mit der man zum erstenmale liebt. Und ein Gefühl des Triumphes, der Wollust war es gewesen, ein wahnsinniges

Entzücken hatte ihn erfaßt, als er seinem Vater zurief, ich liebe sie! Und hätte er nicht mit dem gleichen stolzen Bewußtsein sagen dürfen, sie liebt mich wieder? Er glaubte es, er fühlte es. Er sprang empor, wie im Tummel des Glücks. Er wollte zu ihr, es war ein allmächtiges Verlangen, das ihn ihr entgegentrieb, er wollte sie sehen, sie sprechen, er wollte – Tor, was willst du?! rief er sich zu. Bist du nicht ein Ausgestoßener, ein Bettler? Was soll sie an deiner Seite? Willst du sie hineinziehen in den Kampf und Streit und Verfolgung? Soll sie durch dich das Unglück kennenlernen, sie, die im Glücke aufgewachsen ist und Glück verlangt?

Du wärest ein Elender, wenn du es tätest! Und wenn sie dich auch so innig liebte, um dein Schicksal mit dir zu teilen, du dürftest dies Opfer nicht entgegen nehmen. Sie ist zu unerfahren noch, sie kennt noch nicht die volle Tragweite desselben, sie hat noch keine Ahnung, was es für sie bedeuten könnte. In heftigen Schritten ging er den Weg nach der Promenade zurück. Seine Liebe kämpfte mit seiner besseren Einsicht und suchte seine Vernunft zu hintergehen. Mußte er nicht doch zu ihr? Mußte er Elsa nicht mitteilen, was geschehen war? Und wenn er nun ging, und er wollte am nächsten Abend schon Solenbad verlassen, mußte er nicht vorher Abschied von ihr nehmen? Noch einmal wollte er die süße Wonne genießen, ihr in die

treuen Augen zu sehen. Aber konnte dies jetzt geschehen? heute noch? Es war halb zehn, sie würde ihn nicht mehr empfangen. Ein Seufzer entstieg seiner Brust: Auf morgen also! dann schritt er rascher aus.

Er wollte ins Hotel, um seinen Brief zu lesen. Und nun befand er sich wieder in der Promenade und kam an dem Park vorbei, der Helenes Villa umgab. Unwillkürlich hemmte er, vor dem Gittertore angekommen, seinen Schritt, und nun geschah es wie im Märchen: beide Flügel taten sich weit und geräuschlos vor ihm auf.

Überrascht blieb er einen Augenblick stehen, dann schritt er hindurch. Kaum hatte er einige Schritte die dunkle Allee entlang getan, als ihm die rotschimmernden Laternen eines Wagens entgegenkamen, der von der Freitreppe der Villa dem offenen Tore zufuhr.

Gleichzeitig eilte der Portier, die Schlüssel in der Hand, hinter ihm drein, um sich den Eindringling genauer anzusehen und ihn zu fragen, was er hier wolle.

So kam es, daß das Eingangstor eine Minute lang ohne Hüter geblieben und, als hätte er auf diesen Moment gelauert, trat, von der Promenade aus, ein hochgewachsener Mann durch dasselbe, der mit einem Saz das nahestehende Gebüsch erreicht hatte und dahinter verschwand.

Arnold hatte von dem Portier erfahren, daß die Frau Gräfin zur Soirée der Fürstin Lilli fahre, und da rollte ihre Equipage auch schon an ihm vorüber.

Da ertönt von innen das Zeichen, der Wagen hält, und ehe noch der Bediente vom Bocke springen konnte, wird der Wagenschlag aufgerissen und eine weiß-umhüllte Gestalt beugt sich weit daraus hervor.

„Doktor Lefebre,“ ruft sie, ihn heranwinkend.

Er zögerte, er hatte der Dunkelheit vertraut, die ihn verbergen sollte, aber da trat auch schon der Lakai ihm entgegen, er mußte dem Rufe gehorchen.

Er kommt an den Wagen heran

„Wie finden Sie meine Augen Doktor?“ ruft Helene ihm lustig zu, „ich habe Sie erkannt, trotz der Dunkelheit, das heißt, ich habe Sie geahnt.“

Aus einer Wolke weißer Spizen reichte sie ihm die Hand entgegen.

„Sie sind gekommen, um mich zur Soirée der Fürstin abzuholen? steigen Sie ein.“

„Nicht doch,“ sagte Arnold, „ich bin gekommen um – er konnte nicht die ganze Wahrheit sagen und so sagte er nur die halbe, „um Abschied von Ihnen zu nehmen.“

„Und da kommen Sie so spät?“

„Sie haben ganz recht, dies Sonderbar zu finden, ich will auch gehen und zur gelegeneren Zeit wiederkommen.“

Er grüßte, sie aber hielt ihn fest.

„Nein, nein, dieser späte Besuch hat etwas zu bedeuten,

und Sie sollen mir das auseinandersetzen. Wir haben ja Zeit, man kommt bei der Fürstin immer sehr spät zusammen. Zurückfahren!“ rief sie dem Diener zu, der, in einiger Entfernung stehend, ihrer Befehle harrte. Der Wagen wendete sich um und fuhr wieder der Villa zu.

Arnold folgte zu Fuß.

Die dunkle Männergestalt, die wie ein Dieb sich hereingestohlen, hatte indes die Freitreppe erreicht und war auf die mit Blumen besetzte Terrasse gelangt; in dem Augenblick, wo der Wagen sich wendete, öffnete der Mann die Tür, die von hier aus in den Salon führte, und trat ein.

Der Salon war erleuchtet; er sah sich um; es war niemand anwesend. Jetzt huschte es in dem anstoßenden Zimmer hin und her, es war wohl die Kammerjungfer Helenes. Er schlüpfte in das gegenüberliegende Gemach, das von einer Lampe nur schwach erhellt war, und stellte sich hinter der Portiere auf. Und jetzt ward auch schon die Tür von der Terrasse her auf-

gerissen und Helene und Arnold überschritten die Schwelle.

Die laute Stimme ihrer Herrin hatte die Kammerjungfer sofort herbeieilen lassen. Mit erstaunten Augen sah sie auf die Gräfin und den Doktor.

„Ich bitte Sie, machen Sie mir kein so dummes Gesicht,“ lachte diese übermütig, „und lösen Sie mir den Schleier, schnell!“

Sie warf sich in einen Sessel, um das Herabnehmen zu ermöglichen, aber sie war nicht imstande, ihren Kopf einen Augenblick ruhig zu halten.

„Geben sie doch acht, wie ungeschickt! ich will heute noch zur Fürstin und sie raufen mir das Haar.“

Hierauf in reizender Beweglichkeit sich wieder an Arnold wendend: „Allons, ich begreife noch immer nichts, - Sie wollen Abschied von mir nehmen?“

„Und von Komtesse Elsa, wenn es mir gestattet ist.“

Helene warf in ungeduldiger Heftigkeit den Kopf zurück. „Sie zerren! Mein Gott, Josefa, sind Sie denn noch nicht fertig, Sie haben ja nur zwei Nadeln herauszunehmen.“ Aber schon war der Schleier, der ihr Haupt umhüllt hatte, herabgenommen.

„Ist Komtesse Elsa noch sichtbar?“ fragte sie aufstehend die Zofe.

„Die Komtesse ist auf ihrem Zimmer und hat Frau Gerta bereits entlassen.“

„Dann dürfen wir sie nicht mehr stören,“ versetzte Helene heiter und entschieden, „ein Umstand, mein Herr, der Sie zwingen wird, morgen wiederzukommen. Ich denke, Sie verlassen uns doch nicht auf lange?“

Die Kammerjungfer hatte sich entfernt.

Helene hatte auch den Mantel abgeworfen und stand nun in der Mitte des Salons unter dem Glasklustre in ihrer herrlichen weißen Robe, von oben bis unten von Spizen umflutet, die glänzenden Schultern entblößt, umbordet von einer Guirlande von frischen Rosen. Sie war pikant, duftend, voll sinnlichen Reizes.

Sie wußte es, und mit einem strahlenden Blick, mit einem süßen herausfordernden Lächeln sah sie zu den blassen Manne hinüber, der in jener Ecke auf dem Divan plaz genommen und, den Kopf gegen einen Polster gelehnt, mit etwas zerstreutem Ausdruck die Augen über ihre Gestalt gleiten ließ.

„Ich verlasse das Haus des Barons und gedenke nach England zu gehen,“ sagte er ruhig.

Sie hatte eine Bewegung, des Äußersten Erstaunens. Wie, er ging?! Aber er trennte sich zugleich von Elsa. Der Gedanke verstörte sie und hatte dennoch etwas befriedigendes. Rasch ging sie auf ihn zu und blieb vor ihm stehen.

„Was ist geschehen, was drängt sie von uns zu gehen? Stünden Sie nicht mehr gut mit dem Vater?“

Er schüttelte lächelnd den Kopf.

Aber wie sie nun, den Körper vorgebeugt, ihm forschend ins Anlitz sah, glaubte sie einen Zug darin zu finden, der ihr neu war, einen Zug des Leidens, ein Etwas, das von heimlichen Kämpfen sprach, von heimlichem Weh, und das ihn unendlich interessant machte.

Seine Hand lag in dem braunen Haar, das ihm in Partien in die Stirnie gefallen war, und das er nun wie in Gedanken zurückschob und es dadurch noch üppiger verwirrte.

Sie fand ihn schön in diesem Augenblick.

Sie empfand den ganzen Zauber seiner Persönlichkeit und war davon entflammt, berückt, verwirrt fast, denn sie wußte nicht, was sie mit dieser aus dem Herzen lodernden Empfindung beginnen sollte. Sie war blasirt und doch einem innigeren Gefühl gegenüber ein Neuling. Ihr Herz hatte bisher nicht gefordert, sie hatte bei anderen Verlangen erweckt und hatte übermütig darüber spotten können; auch ihre Ehe, eine Monstrosität, hatte ihr Herz unberührt gelassen, und nun brannte es auf in einem Begehren, das um so heißer und ungezügelter sie überfiel, da es noch niemals befriedigt worden.

Aber sie hatte eine entzückende Ahnung bekommen; seit jenem Tage, wo sie neben ihm in dem dunklen Schacht gestanden, mit ihm heruntergefahren, wo sie, im Augenblick, als ihr die Sinne schwanden, beide Arme um seinen Hals gelegt, um diesen weichen jugendlichen Hals, seit diesem Tage wußte sie, daß es ein unsägliches Glück sein müsse, an seinem Herzen zu ruhen, von ihm umschlungen ihm in die Augen zu sehen, ihn wieder umschlingend.

Und möchte darnach auch kommen was da wolle, sie hätte doch einmal, einmal in ihrem Leben erfahren, was Glück sei und Seligkeit, und sie würde diesen Augenblick nie bereuen können, wo sie im Taumel des Entzückens alles vergessen, die ganze Welt.

„Es ist eine lange Geschichte, und die Politik spielt auch hinein, es dürfte Sie kaum interessiren, Gräfin,“ hatte er gesagt.

Sie hatte sich an seine Seite gesetzt.

„Warum glauben Sie das? Mich interessirt alles, was Sie betrifft, alles, Arnold.“ Er reichte ihr dankend die Hand. Ihre Finger berührten sich leicht; gleich ihm lehnte sie sich in die Polster zurück, eine süße Mattigkeit wollte sie überschleichen, ein Klingen und Singen umtönte sie, während ein kleiner Seufzer über ihre Lippen sich drängte. Wenn er doch empfände wie sie! Und doch ist sie es, die in diesem Augenblick kokett

von ihm hinweggerückt. Sie kann sich nicht geben, sie muß sich erobern lassen.

Der Mann hinter der Portiere, von dessen Dasein niemand im Hause Kenntnis hatte, hatte dies alles beobachtet, und es war ein Lächeln des Triumphes, einer wilden Befriedigung, das seine Lippen umkräuselte. Er verließ jetzt seinen Lauscherposten, und lautlos glitt er über die weichen Teppiche dieses Gemaches hinweg. Mit gleicher Vorsicht durchschritt er die weiteren Gemächer und blieb nun vor einer geschlossenen Türe stehen. Er hatte sein Ziel erreicht. Elsas Zimmer lag am weitesten vom Salon entfernt, nach einer anderen Richtung, seine Fenster gingen nach dem rückwärtigen Teil des Gartens. Sie hatte noch Licht, aber sie war allein. In ein leichtes loses Kleid gehüllt, wie sie es im Vaterhause zu tragen gewohnt war, saß sie in einem tiefen Sessel zurückgelehnt und ließ.

Sie befand sich in der den Fenstern entgegengesetzten Ecke in der Nähe des Kamins. Eine Lampe, in einem verschiebbaren Geleise gehend, hing gerade über ihr von der Decke hernieder und warf ein starkes und ruhiges Licht auf das Buch, das sie in den Händen hielt und auf ihren weißen Arm, von dem der weite Aermel zurückgefallen war, und der auf der gepolsterten Seitenlehne sich aufstützte.

Aus ihrem Haar waren die Nadeln entfernt, in zwei losen Flechten fiel es hernieder; die eine schmiegte sich, einer goldenen Schlange gleich, an die Brust, die andere hing über den Sessel und berührte den Boden.

Sie bewegte sich nicht, die geschmeidigen Glieder ruhten so lässig bequem; nur die Brust hob und senkte sich unter den ruhigen gleichmäßigen Atemzügen.

So bot sich ein Bild der Schönheit, der Reinheit und eines heiteren Friedens.

Durch das eine Fenster, das geöffnet stand, wehte die milde Nachtluft herein und bewegte ein wenig den weißen Spizenvorhang vor demselben.

Die tiefe Stille in dem Gemach wurde jetzt durch ein Flattern und Surren unterbrochen.

Ein kleiner Nachtschmetterling war hereingeflogen und stieß mit eigensinniger Beharrlichkeit gegen den Zylinder der Lampe, die, nahe dem Fenster, auf einem Tische stand.

Er hatte sich bereits die Flügel verbrannt, aber nur umso heftiger und rascher umschwirrte er die Lampe, bei jedem Anprall sich aufs neue versengend, bis er ermattet in die Flamme fiel.

Das Geräusch hatte Elsas Aufmerksamkeit auf sich gezogen, sie blickte gegen die Lampe und wollte eben aufstehen und das Fenster schließen, um andere Flügler vor dem gleichen Loos zu bewahren, als ein eigen-

artiges Gefühl, das dem Gehör vorausgeht, sie zwang, sich nach der Türe umzuwenden. Dort hatte jemand an die Klinke gedrückt. Sie sprang empor. Eine dunkle Gestalt war eingetreten und schon stand sie vor ihr im Zimmer. Es war Cölestin.

Er grüßt sie stumm. Sie blickt ihn mit großen Augen an, den Mund etwas geöffnet, lautlos, wie im Schreck erstarrt.

Ist er es auch wirklich?! Sie hat ihn seit jenem Morgen, wo sie in dem Hause des Salzarbeiters zusammengetroffen waren, nicht gesehen, - wie grausam ist er seitdem verändert; abgemagert, die hohe Gestalt gebeugt, die Wangen eingefallen, blaß, vergrämt und doch noch immer von eigenartiger Schönheit.

„Sie kennen mich nicht mehr?“ sagte er leise, und seine Lippen, die jetzt ein schwarzer junger Bart umschattete lächelten schmerzhaft.

„O doch,“ sagte sie, „aber ich begreife nicht – wie Sie zu mir – unangemeldet – zu solcher Stunde -“

„Vergeben Sie mir.“

Weich und zitternd klang das, wie die Bitte eines Kindes; und jetzt kam es ihr vor, als wanke die hohle Gestalt, und in der Tat, er stützte sich, als vermöge er nicht länger sich aufrecht zu erhalten, auf einen Stuhl.

„Ein Schwindel,“ murmelte er, „ich bin sehr krank.“

„Sezen Sie Sich.“

Verklemmt sah sie ihn an, und doch nicht ohne Teilnahme.

Ja, er war krank, daran war nicht zu zweifeln, und seine Augen lagen so tief, ihr bangte vor seinem Blick.

Sie blieb vor ihm stehen. „Ich bitte mir zu erklären,“ fragte sie schroff, und dann, als käme ihr ein anderer Gedanke, wandte sie sich dem Telegraphen zu. „Sie erlauben, daß ich Gerta herbeirufe, um Gräfin Helene von Ihrem Hiersein in Kenntnis zu sezen.“

Er machte eine Bewegung.

„Unterlassen Sie es; Gräfin Helene ist im Salon, im eifrigen Diskurs mit einem Herrn, der mit mir zugleich gekommen war.“

Elsa atmete auf.

Helene hatte Besuch angenommen, und sie wußte also, daß der Pater hier und bei ihr sei; es beruhigte sie merklich.

Sie kam wieder gegen ihn heran.

Er hatte die Augen nicht von ihr gewendet und war jeder Bewegung ihres Körpers gefolgt.

Sein Herz pochte in rasenden Schlägen und schien dann plötzlich zu stocken.

Seit Wochen hatte er sich auf diesen Augenblick vorbereitet, wo er sie wiedersehen würde, wo die Entscheidung fallen sollte über das Schicksal seines Le-

bens, und jetzt – jeder Nerv zitterte unter dem Aufruhr seiner Gedanken und Gefühle, und sein Wille arbeitete dem nicht entgegen. Er wollte seine Bewegung nicht verbergen, sie sollte stehen, was sie aus ihm gemacht hatte, sie sollte wissen, wie elend er geworden war. Er streckte seine feine weiße Hand ihr entgegen.

„Komtesse, wollen Sie nicht die Gnade haben sich zu setzen, Sie zwingen mich sonst, mich ebenfalls zu erheben – und dies –“ er erblaßte noch mehr.

Unwillkürlich setzte sie sich auf den Stuhl, der knapp an seiner Seite stand.

„Sie haben eine traurige Zeit verlebt, ich hörte, Ihr älterer Bruder wäre in Nizza zum Tode erkrankt.“

„Er ist gestorben.“

„Das ist traurig.“

Eine kleine Pause erfolgte, dann sagte sie sanft: „Sie haben Ihren Bruder wohl sehr geliebt?“

Er hatte ein trübes melancholisches Lächeln.

„Ich lernte ihn erst lieben, als es zu spät war, nachdem ich gekommen war, den ewigen Abschied von ihm zu nehmen. Vorher waren wir uns fremd geblieben. Ich habe nie in der Familie gelebt, und weder für meinen Vater noch für meine Brüder hat sich etwas wie Zärtlichkeit in meinem Herzen erregt, und nicht einmal ein Gefühl der Anhänglichkeit, der Zusammengehörigkeit war mir erstanden. Nur wenn ich weit

zurückdachte, an meine Kinderjahre, dann erinnere ich mich einer schönen Frau, die mich zuweilen in ihre Arme nahm, es war meine Mutter, ich liebte sie, aber auch das war vergessen und – ich habe erst in jüngster Zeit wieder daran denken müssen.“

„Und doch waren Sie auf die erste Nachricht, daß es mit Ihrem Bruder schlimm stehe, sofort zu ihm geeilt.“

Er wendete sich zum erstenmale von ihr hinweg und seine Augen senkten sich.

„Es war kein so lauterer Motiv wie Bruderliebe, das mich so eilends dahingeführt,“ sagte er leise mit einer seltsam verschleierten Stimme.

Eine Pause entstand, dann hob er den Kopf rasch, seine Züge belebten sich und seine Augen gewannen einen schönen, innigen Ausdruck.

„Komtesse, ich war von Nizza hierhergekommen, um Sie um diese Unterredung zu bitten. Hören Sie mich, ich flehe Sie darum an.“

Sie hatte sich erhoben.

„Was können Sie mir zu sagen haben?“

„Den Inhalt meines Lebens.“

„Ich kann Ihre Vertraute nicht sein und will es auch nicht sein.“

„Sie werden mein Richter sein. In diesem Falle ein Richter über Tod und Leben!“

Er sprang empor und mit einer Behendigkeit, deren sie ihn vorhin nicht für fähig gehalten, stellte er sich vor sie hin, ihr den Weg zur Tür wie zum Telegraphen abschneidend.

„So müssen Sie mich hören!“

„Pater Cölestin!“ rief sie, als wolle sie ihn zur Besinnung bringen

„Nennen Sie mich nicht Pater, Ich bin es nicht mehr!“

„Sie sind Jesuit.“

„Ich gehöre nicht mehr dem Orden an. Ich habe mit meiner Vergangenheit gebrochen, als ein freier Mann stehe ich vor Ihnen.“

„Sie sind ausgetreten, freiwillig!?“

„Freiwillig?! nein! ich hatte keinen freien Willen mehr, dieses Anrechts hatte ich mich begeben. Aber der Ordensgeneral hat alle Macht und er kann unser Gelübde lösen, er kann uns entlassen und wieder aufnehmen, wie es der Vorteil des Ordens heischt. Nun denn, der Vorteil des Ordens heischte – meine Entlassung.“

Es war Cölestin gelungen, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln und er fuhr fort.

„Das nahe Ende meines Bruders war vorauszu-
sehen; ich war der nächste und legitimste Erbe und
damit in den Besiz eines großen fürstlichen Vermö-

gens gekommen, wenn ich nicht, als Professe von drei Gelübden, auch das der Armut abgelegt hätte, das mir persönliches Eigentum versagt. Sobald ich aber dieses Gelübdes entbunden war, trat ich meine bürgerlichen Rechte ein, und die Erbschaft fiel mir zu. Man sollte mich also freigeben; ich wünschte es und der Orden wünschte das Gleiche. Wir unterhandelten um den Preis meiner Freiheit und sind darüber einig geworden. – Ich bin entlassen, und als Graf Ernesto Giuliano gehöre ich wieder meiner Familie, gehör mir selbst an.“

„Und Ihr ganzes früheres Leben war nur eine Lüge.“

„Elsa, verurteilen Sie mich nicht, ohne mich gehört zu haben!“

Er hatte ihre Hand ergriffen und mit sanfter und doch so zwingender Gewalt, mit einem stechenden Blick seiner Augen leitete er sie zu einem Sofa und setzte sich neben sie.

„Ich war ein Knabe,“ begann Cölestin, „als man mich nach Oesterreich brachte und den Jesuiten zur Erziehung übergab. Von diesem Augenblick an hatte ich keine Familie mehr und keine Heimat. Meine Lehrer wußten von jeder Empfindung, die für mein schönes Vaterland, für Eltern und Geschwister noch in mir lebte mich loszuschälen. Man lehrte mich den

Orden zu lieben, ihn um seiner Verdienste willen zu bewundern, um seiner Machtfülle zu fürchten, man lehrte mich ihm zu gehorchen in allem und jedem. So ward jegliches Gefühl allmählich abgetötet und ich war das Werkzeug einer Macht geworden, vor der ich mich sklavisch beugte.

Ich war als Novize in den Orden eingetreten und legte nach kurzer Prüfungszeit die drei Gelübde ab: der Armut, der Keuschheit, des Gehorsams. Man verlangte den ganzen Menschen, Leib und Seele und all meine Fähigkeiten und all meine Gedanken hatte ich hinfort dem Dienste der Kirche zu weihen. So ward denn meine Energie auf ein Ziel nur gerichtet, und all mein Eifer ward Belehrungseifer.

Ich trat in die Welt, aber ich liebte die Menschen nicht. Ich erkannte ihren Dünkel und ihre schmutzige Selbstsucht, ich sah, wie sie sich gegenseitig anklagten und befehdeten um des Gemeinsten und Jämmerlichsten willen. Ein heiliges Recht der Kirche schien es mir, diese Menschen unter ihre Autorität zu zwingen. Sie sollten unter ihre Satzungen sich beugen, und wenn wir Priester der Kirche gehorchen mußten, so sollten sie auch zugleich dem Priester gehorchen lernen.

Ihre Bestrebungen, sich diesem Zwange zu entziehen, Ihre zumteil bereits errungene Unabhängigkeit empörte mich. Sie, mein Fräulein, verstehen das

nicht, aber die, die selbst nicht frei sind, sie hassen und verfolgen am glühendsten die Freiheit anderer. Ich verbrachte Jahre in Italien und Spanien, dann schickte man mich hierher. – Hier lernte ich Sie kennen und mein erstes Gefühl für Sie war Haß.

Ich war jetzt gewohnt, die Gemüter der Frauen zu beherrschen und da traf ich auf ein junges Mädchen, das frei war von jedem Glauben und von jedem Aberglauben. Keine meiner Voraussetzungen traf mit den Ihrigen zusammen, und meine Phantasie vermochte nicht die Ihre zu entzünden. Was Frauen sonst bewegt, Sie ließ es kalt. Sollte hier meine Macht zu Ende sein, die Macht der Kirche? Ich wollte es nicht glauben, ich wollte Sie, die Irrende, uns erringen und ich vermaß mich der Stärkere zu sein. Ich begann den Kampf mit allen Mitteln, wie man ihn mir gelehrt hatte. Jeder Trug, Verrat und List, die überzeugende Macht der Kunst, die Lockungen der Sinne, alles, alles war mir als Kampfmittel recht, alles dies habe ich gegen Sie ins Treffen geführt. Schon glaubte ich mich am Ziele – da stellten Sie mit neuer bewußter Kraft sich mir entgegen. Unverwirrt und größer, herrlicher und freier, gestählt durch den Widerstand sah ich Sie vor mir und wie mit strafender Engelszunge riefen Sie mir zu: „Ihr Geist vermag nichts über den Meinen, er bewegt mich

nicht!“ Da wußte ich’s denn, daß alles verloren sei. Ich ging hinweg, ich verließ Sie in Verzweiflung.

Ich klage Gott an, der solchen durch nichts zu brechenden Unglauben zuläßt, ich lästere ihn darob, wollte ich doch, daß er mich vernichte.

Und ich irrte tagelang in der Bergwildnis umher, ohne Schlaf, ohne Nahrung, und ich durchkletterte die wildesten Schluchten, bis ich erschöpft zusammenbrach.

Aber ich starb nicht; mein Herz klopfte noch immer, noch immer! Und seine Unruhe und seine Schmerzen enthüllten mir das große Geheimnis der Natur; daß nur Liebe Leben sei, und daß nichts, nichts mit so allmächtiger unauslöschlicher Gewalt die Menschenbrust bewege, als die Liebe zum Weibe! Sie ist das Göttliche, das Eingeborene, sie ist Natur! Sie ist unausrottbar, unbezwinglich wie diese, und hinwelken muß der und sich verzehren, der sie frevlerisch verleugnen will. Elsa, jezt gestand ich es mir ein, was ich heimlich ja längst empfunden, daß es eine Liebe gibt, eine Anbetung, ein Feuer, das verstanden sein will, das nach Gegenliebe lechzt, bittelt. Und jezt, Elsa, ich will nichts mehr vom Himmel, ich habe den Priesterrock von mir geworfen, aber ich will auf Erden so glücklich werden wie andere Kreaturen. Ich will Mensch sein, und ich fordere mein heiliges Menschenrecht, indem

ich das Weib meines Herzens für mich begehre. Und so werbe ich um dich, Elsa, sei mein Weib.“

Elsa hatte ihm zugehört, an die Stelle gebannt von dem Zauber, den die dämonische Leidenschaftlichkeit seines Willens auf das Gemüt eines anderen Menschen, auf Augenblicke wenigstens, immer zu üben vermag. Jetzt riß sie sich empor, verstört, zitternd, in unbeschreiblicher Aufregung.

Er aber fiel vor ihr auf die Knie und hielt sie am Gewande fest.

„Elsa!“ seine Stimme hatte einen tiefen unsagbar ergreifenden Klang, der vom Herzen kommt und zum Herzen geht. „Ich liebe dich, wie noch nie ein Mann geliebt hat, noch jemals einer lieben wird, und glaube mir, so hat sich auch noch kein Mann um ein Weib gequält, abgezehrt, gepeinigt! Elsa, sei mein! Vorerst nur aus Mitleid, nur aus Erbarmen vorerst, bis jenes allgewaltige Gefühl auch dich ergreifen wird, bis deine Liebe sich an der meinigen entzündet. Dünkt es dir denn unmöglich, mich als deinen Gatten zu lieben? Ich bin jung, man sagte mir, ich sei auch schön. Ich bin es jetzt nicht, ich bin versengt, zerstört, aber ich werde es wieder sein; schöner, herrlicher, kraftvoller als je wird mich deine Liebe machen, und in voller Männlichkeit, strahlend von meinem unendlichen Glück will ich dich in die Arme schließen. Ich werde dich hinführen,

wohin du willst, und will dich mit dem Luxus einer Königin umgeben. Ich will selbst nur dein Sklave sein, nur dir angehörend, nur lebend durch dich, für dich!“

Seine Stimme wurde hell und jubelnd. Er hatte sich von den Knien erhoben und er hielt ihre Hände fest und zog sie an sich heran, er wollte sie an sein Herz drücken, und sie sollte ihn nimmer, nimmer entrissen werden. Sie aber stößt einen Schrei aus.

„Lassen Sie mich, ich will nicht!“

Sie hat ihn zurückgestoßen und stürzt nun gegen das Fenster.

„Sobald Sie es wagen mir nahe zu kommen, springe ich hinaus. – Ich bin frei! – Sie werden mich nicht bezwingen, nicht im Glauben, nicht in der Liebe!“

Er stand regungslos, aber jede Muskel bebte an seinem Körper.

„Sie können mich verstoßen, Elsa, aber sie töten mich.“

Sie sah ihn an mit großen empörten Augen.

„Sie sind ein Mann, wollen Sie Betrug für Wahrheit tauschen, wollen Sie ein Weib haben, das einen anderen liebt!?“

Ein Stöhnen entrang sich seiner Brust. „Ich wußte es!“

Dann erhob sich die schlanke Gestalt in ihrer vollen Höhe und wie befehlend streckte er die Hand gegen die Tür aus.

„Gehen Sie, Elsa, und da Sie nur den eigenen Augen trauen wollen, suchen Sie den, den Sie über alles lieben, in Helenes Armen.“

Er war beiseite getreten, ihr den Weg freigebend.

Sie stürzte an ihm vorüber und gegen die Tür; wie von Furien getrieben stürzte sie vorwärts. Sie rannte durch die Flucht von Zimmern, immer die Türen aufreißend, die Cölestin hinter sich geschlossen hatte.

Jetzt ist sie in dem Gemache vor dem Salon, die Tür dahin steht offen und sein helles Licht fällt durch dieselbe. Schon ist sie an der Schwelle und hält hier inne. Sie sieht Helene und Arnold, die sich soeben vom Sopha erheben und nun einander gegenüberstehen. Sie sieht ihre Tante in einer Gemütsbewegung, die sie noch nie an ihr gesehen. Ihre Wangen flammen in einem dunklen Purpur, und in den hellen Augen stehen Tränen, die sie vor ihm nicht zu verbergen sucht, ihre Haltung hat etwas demütiges, das sie verjüngt und sie fast mädchenhaft erscheinen läßt; Arnolds Gesicht kann sie nicht sehen, er ist von ihr abgewendet, Helene zugeneigt. Er spricht mit ihr, flüsternde Worte sind es, und jetzt reicht er ihr die Hand.

Helene bleibt einen Augenblick ohne sich zu regen, da plötzlich breitet sie die Arme aus und fliegt ihm an den Hals, und wie sie ihn umschlingt, bricht sie in ein lautes schluchzendes Weinen aus.

So umfaßt nur die Geliebte den Geliebten.

Elsa wendet sich ab, sie wollte nichts weiter sehen, sich still entfernen, aber ihre Nerven, die in so hochgradiger Aufregung sich befanden, unterlagen dieser neuen und heftigen Erschütterung, sie sinkt lautlos zusammen.

Der Fall wurde gehört. Arnold hatte sich von Helenes Armen losgemacht und beide eilen nun mit einiger Bestürzung in das anstoßende Gemach. Sie finden Elsa am Boden hingestreckt, bewußtlos. Er nimmt sie wie ein Kind in seine Arme und trägt sie in den Salon.

Er legt sie auf den Divan und kniet vor ihr. „Elsa, Elsa!“ ruft er außer sich.

Sein eigenes Herz belehrt ihn, was in dem ihren vorgegangen, und wieder befindet sich dies junge eifersüchtige Herz in einem Irrtum. Niemals hat er sie treuer und zärtlicher geliebt, als in dem Augenblick, wo ihm all der sinnliche Reiz eines anderen Weibes so verführerisch nahe getreten war. Er zieht ihren Kopf an seine Brust, an sein pochendes Herz, sie muß es doch fühlen, daß es nur für sie schlägt, und er streicht über ihre Haare, über ihre Wangen und seine Blicke

tun, was sein Mund nicht wagt, sie küssen ihr Augen und Mund. Angstvoll ruft er um Wasser.

Helene hatte bereits nach einem Fläschchen Eau de Cologne gegriffen und bringt es.

„Ueberlassen Sie Elsa mir.“ sagte sie wie in Empörung. Alles an ihr war verwandelt, ihre Haltung, ihre Farbe, ihr Ton.

Arnolds Zartgefühl hatte sie vor einer Erniedrigung zu bewahren gewußt und sein Feingefühl hatte das ihrige geweckt.

Er hatte ihr gesagt, daß er von ihr scheide für immer, aber dies hatte nichts Verletzendes für sie gehabt, und es war etwas Reinigendes in ihr aufgestiegen, etwas von der Demut eines Kindes, das mit guten edlen Worten zurechtgewiesen wird und nun darüber weint.

Als er sich aber erhob und ihr die Hand bot, als der Augenblick des Scheidens gekommen war, der gefährlichste für ein Weiberherz, der es fast immer schwach findet, da erlag sie dem aufstürmenden Verlangen, einmal noch, ein leztesmal an seinem Halse zu liegen. Elsas Dazwischentreten hatte ihr die selige Harmonie de Augenblicks gestört, alles in eine schrille Dissonanz verwandelt.

Jetzt, wo er einer anderen gegenüber seine Reserve aufgegeben, wo ihm alle Bedenken geschwunden waren, wo er, aller Form vergessend, sich im Inners-

ten bewegt zeigte, von Leidenschaft durchzittert, wo er an nichts dachte, nichts sah als diese Eine, jetzt erst empfand sie diese Demütigung, die ihr geworden. Sie hatte ihm ihr Herz geöffnet und fand sich nun verschmäht, verstoßen um dieser anderen willen.

„Gehen Sie,“ rief Helene, als er seinen Kopf noch tiefer gegen Elsas Gesicht neigte, hatte er doch mit Entzücken bemerkt, daß ihr die Farbe zurückkehrte, und damit auch ein Schimmer de Bewußtseins.

„Ich befehle es Ihnen,“ fuhr sie nachdrücklich fort, „Oder wollen Sie einer Bewußtlosen gegenüber den Kühnen spielen?“

Sanft legte er Elsa in die Kissen zurück und erhob sich; Helene drängte ihn noch weiter hinweg, und jetzt hatte sie die Klingel erfaßt und läutete heftig.

Dann stellte sie sich, gleichsam zu Hut und Schirm, vor Elsa hin.

„Ich muß Sie bitten, sich zu entfernen, Doktor. Sie wollen nach England, nun gehen Sie mit Gott und beunruhigen Sie uns nicht weiter.“ Sie versuchte zu lächeln, „nun ja, Sie sind uns nun einmal gefährlich, uns beiden! Aber Sie haben es mir ja selbst gesagt, daß Sie sich mit Ihrem Vater überworfen haben, und Sie nannten sich selbst einen Mann ohne Namen, ohne Stand, ohne Vermögen, Sie haben die Unmöglichkeit erkannt, daß eine Frau ihr Schicksal an das Ihrige

knüpfe, denn Ihre Zukunft ist mehr als ungewiß, sie ist voll Gefahr und Verderben. Können Sie Elsa gegenüber anderer Meinung sein? Im Gegenteil!“ Ihr Ton wurde höhnisch. „Ich dachte doch, Elsas Jugend und Unerfahrenheit müßten Ihnen eine noch weit größere Vorsicht und Reserve auferlegen, und hier mein Herr, gebietet es Ihre Ehre, daß Sie fortan ihr nicht mehr nahe treten.“

Er sah sie an, so stolz, voll echter Manneswürde, dann sagte er fein:

„Was meine Ehre gebietet, das werde ich auch künftig zu tun und – zu lassen wissen, Sie dürfen davon überzeugt sein, Frau Gräfin.“

Ein tiefer Atemzug löste sich von Elsas Brust und sie schlug die Augen auf. Sie sah zu ihm hinüber, ihre Blicke begegneten sich; der ihrige in seiner halben Verschleierung enthüllte ihm doch eine Welt voll Liebe. Dann schloß sie abermals die Augen.

Josefa trat jetzt herein, von Frau Gerta gefolgt. Die alte treue Dienerin, die Elsa wie ihr Kind liebte, eilte sogleich auf sie zu und nahm sie in ihre Arme. Sie schien ungemein besorgt.

Sie war bereits im Bette gelegen und eingeschlafen gewesen, als Elsas Schrei, den sie in ihrem Zimmer ausgestoßen, sie aufschreckte; sie hatte sich aufgerappelt, ungewiß, ob es Wirklichkeit war oder ob es

nur ein Traum gewesen; als sie sich aber eilends ein wenig angekleidet und in Elsas Zimmer getreten war, um nachzusehen, fand sie diese nicht mehr darin und niemanden. Die Lampen brannten ruhig, aber als sie an das Fenster trat, glaubte sie im Schatten Schritte zu vernehmen, die sich eilig entfernten. Sie vermutete Elsa in dem anstoßenden Gemach, und als sie sie auch hier nicht fand, ging sie in das Dienerzimmer um zu fragen, wo die Herrschaften sich befänden. Das Glockenzeichen aus dem Salon rief sie dahin.

Als Arnold den Salon verließ und die Freitreppe herabkam, sah er den Wagen davor stehen und der Kutscher wartete noch immer, die Peitsche steif vor sich haltend, auf die Befehle seiner Gebieterin.

Mit einem schrillen Ton tat sich die kleine Gittertür, die von der Portierloge aus in Bewegung gesetzt wurde, vor ihm auf. Rasch schritt er hindurch und rasch die Straße entlang.

Eben hatte er sein Hotel erreicht, als ein Wagen im schnellsten Tempo vorüberjagte; er hatte im Schimmer der Hotellaterne erkannt, wem diese Equipage gehörte und wen sie führte.

Helene von Falkenau fuhr zur Soirée der Fürstin Lili.

Achtes Kapitel

In einem Zimmer des Hotels Elisabet flackerten die angezündeten Kerzen unter den einzelnen Windstößen, die durch das geöffnete Fenster hereinschlagen und erleuchten mit mäßiger Helle den kleinen teppichüberdeckten Tisch, auf dem ein Brief neben dem Couvert liegt, dem er soeben entnommen worden.

Arnold steht abgewendet am Fenster. Er hat seinen Rock abgeworfen, das Halstuch gelöst, das Hemd geöffnet, sein Blut ist in Wallung, er lechzt nach Kühlung. Aber auch der Wind, der plötzlich aufgesprungen ist, ist heiß und trocken und wirbelt von der Straße unendlichen Staub in die Höhe und ihm ins Gesicht.

Er hat den Brief entfaltet, um ihn zu lesen und nun vermochte er's nicht. Das soeben erlebte bebt noch in jeder Fiber nach, es beschäftigt noch seinen Kopf und sein Herz. Er denkt an das Mädchen, das er liebt, und dessen Gegenliebe ihm zur entzückenden Gewißheit geworden war. Jetzt aber verfinstern sich mit einemmal die leuchtenden Augen, langsam wendet er sich dem Tische zu und die Hand langt nach dem Briefe seine Großmutter. Er steht vor dem Geheimnis seines Lebens, im Begriff es zu enthüllen.

Er fühlt, daß er in diesem Augenblick seine Kraft zusammenfassen müsse, um es ohne Sentimentalität entgegenzunehmen, wie ein Mann; mit aller Ruhe, wie ein Richter.

Er hat sich in einen Stuhl niedergelassen; erbringt das Schreiben vor seine Augen und ließt:

„Frau Baronin!

Ein Weib, das mit dem Tode ringt, spricht hier zu Ihnen.

Wenn man am Ende eines Leben sich sieht, das von Kummer und Bitternissen erfüllt gewesen ist, dann ist man abgestumpft gegen alle Leiden, sie bewegen uns nicht mehr, denn man fühlt, daß man bald für immer davon erlöst sein wird.

Aber da zuckt es plötzlich noch einmal in dem erstobenen Herzen auf, und all das Furchtbare, das es erduldet, all die Ungerechtigkeit, die man ihm zugefügt hat, brechen aus einem letzten Schmerzensschrei.

So einem armen Weibe ist es wohl erst in der Todesstunde klar geworden, daß es unter einem schmähhlichen Druck geseufzt hat sein lebenslang und daß nur falsch Scham es gewesen, die ihm den Mund verschlossen.

Und nun fragen Sie wohl, warum so ein armes Weib in seiner Todesstunde zu Ihnen kommt, seine

lezte Bitternis über Sie hinströmt, die es sein lebtag nicht gesehen hat?

Frau Baronin, vor einem halben Jahre noch schien es mir, als wären Sie die lezte, der ich mich anvertrauen dürfte, heute weiß ich, daß Sie die einzige sind, die dem Sohne des Baron Reinthal Gerechtigkeit wird widerfahren lassen. Dieser Sohn ist mein Enkel. Er ist heute fünfzehn Jahre alt und als die Frucht eines Verhältnisses, das lange vorher, ehe Sie Sich mit dem Baron verbunden haben, bestanden, und das der Tod gelöst hat, noch ehe Sie ihn kennengelernt. Man hat uns Frauen daran gewöhnt, über das, was unsere Männer vor der Ehe geliebt haben, hinwegzusehen, meine Enthüllung wird also kaum die Gattin irritiren; aber ich rechne darauf, daß Sie als Weib mit mir empfinden, und daß Sie, die ja auch nicht glücklich geworden, sich auf meine Seite stellen werden.

Und nun hören sie das Bekenntnis einer Sterbenden, daß nicht lügen kann.

Vor sechszehn Jahren etwa kam ich nach Solenbad, um während der Saison hier Unterricht zu erteilen und zugleich die erfrischende Alpenluft zu genießen. Baron Reinthal war unter meinen Schülern. Er kam wiederholt in meine Wohnung, obwohl ich das nicht gerne sah, und lernte meine achtzehnjährige Tochter kennen.

Ich merkte bald, daß die jungen Leute Neigung zu einander faßten und wollte meine Tochte entfernen.

Da zeigte sie mir die Briefe, die er an sie geschrieben, sie sprachen alle von seiner unvergänglichen Liebe und seiner ernsten Absicht.

Er schwur darin, sie nie zu verlassen, sie hoch zu halten als sein Liebstes und Heiligstes. Ich war davon weder befriedigt noch überzeugt, und er war noch so jung, erst einundzwanzig Jahre alt.

Ich sprach selbst mit ihm und stellte ihm alles vor, das hindernd dazwischen treten konnte, und ich beschwor ihn, zu gehen, mein Kind nicht unglücklich zu machen. Er aber bat und flehte, ihn nicht fortzuschicken. Er sagte, er sei leider noch minorenn, er könne also nicht sofort an eine Heirat denken, aber seine Liebe und Ehre fesselten ihn für immer an sie.

Wir glaubten ihm, Leichtgläubige die wir waren! Wir glaubten den Worten eines Edelmanns – es hat unsäglichen Jammer über uns gebracht. – Marie fühlte sich Mutter. Auch da noch suchte er sie über ihren Zustand zu trösten, auch da noch häufte er Versprechungen über Versprechungen. Er machte bereits Rechte geltend und erzwang sich so den fortgesetzten Umgang mit der Geliebten. Ich kehrte in diesem Winter nicht nach der Residenz zurück, ich hatte dort Freunde und

Bekannte, aber schamvoll wollte ich den Zustand meiner Tochter vor ihnen verborgen halten.

Als die Zeit der Entbindung heranrückte, mußte uns Reinthal verlassen, der Befehl seines Vaters berief ihn nach Wien und zu all den Lustbarkeiten daselbst. Wir durften ihn nicht halten. Aber als nun alles glücklich überstanden und Maria einen Knaben geboren hatte, fanden wir uns mit dieser Freude im bittersten Elend.

Ich hatte den Winter über kaum einige Lektionen erhalten, und Mariens leidendes Befinden zwang mich auch noch die wenigen aufzugeben.

Wir erwarteten nun Hilfe von dem jungen Vater, wir erwarteten diesen selbst. – Er kam nicht. Er beantwortete auch nicht mehr die Briefe, die mein Kind an ihn schrieb.

Waren sie unterschlagen worden? War es der Einfluß des Vaters, vielleicht seine Drohungen, die ihn so schnell seine Pflicht vergessen ließen? Ich weiß es nicht.

Ich sah die verzweifelten Tränen meines Kindes, und selbst in Verzweiflung, wendete ich mich brieflich an den alten Baron, an den Vater Reinthals. Dieser ließ auf die Antwort nicht lange warten. Er schrieb mir kühl und gleichgültig, wie über eine Sache von geringer Bedeutung.

Er stütze sich auf die Minorennität seines Sohnes und gab mir, die ich dessen Jugend gekannt und dennoch ein solches Verhältnis geduldet und unterstützt habe, alle Schuld, er wolle sich jedoch auf das übliche Arrangement verstehen.

Bald darauf erhielt meine Tochter eine polizeiliche Vorladung.

Der Beamte, der sie empfing, eröffnete ihr, daß Baron Reinhalt Vater, geneigt sei, ihr eine bestimmte Abfindungssumme zu bezahlen, wenn sie schriftlich die Erklärung abgebe, daß der junge Baron nicht der Vater des Knaben sei, den sie geboren habe.

Mein armes Kind empfand die ganze Schmach, die ihr damit angetan ward, sie traf sie tödlich. Zerstört, in unendlicher Aufregung kam sie zu mir zurück. Ihre Augen hatten einen silbernen Glanz, ihre Lippen bebten.

Es ist unmöglich – unmöglich – unmöglich! rief sie immer wieder aus.

Sie wollte das Ungeheuerliche nicht glauben, sie konnte es nicht glauben, daß derjenige, der sie geliebt habe, sie so tief erniedrigen könne, sie in so schamloser Weise beschimpfen lasse.

Er durfte es nicht. Sie wollte ihn selbst aufsuchen, sagte sie; sie müsse es; kein anderer solle und dürfe mehr zwischen sie treten.

Ich sah ihre verzweifelte Entschlossenheit und konnte nichts daran ändern.

Sie fuhr mit dem nächsten Zug nach Wien; ungeduldig und angstvoll erwartete ich ihre Rückkehr, oder doch eine Zeile, ein Telegramm von ihr.

Nichts kam, und auch am nächsten Tag nichts. Da hielt es mich nicht länger. Ich wußte, in welchem Hotel sie abgestiegen, ich wollte dahin und an ihrer Seite bleiben.

Ich übergab das Kindchen fremden Leuten und eilte nach dem Bahnhofe.

Ich hatte die Fahrordnung nicht angesehen und da ich zu früh gekommen, mußte ich warten.

Ich kaufte eine wiener Zeitung, die ein Knabe mir anbot, sie war vom Abend des vergangenen Tages. Ich durchblätterte sie, und bei den Lokalnachrichten verweilend, laß ich, daß im Hotel Viktoria eine junge Dame, die sich in das Fremdenbuch als Marie Reinthal eingetragen, durch einen wohlgezielten Schuß ihrem Leben ein Ende machte.

Ich sank ohnmächtig zusammen.

Ich schwebte einige Wochen zwischen Tod und Leben, auch das Kindchen kränkelte – aber wir überwand es beide, ich und das Kind.

Erst als ich in der Rekonvaleszenz mich befand, überreichte mir der Arzt den Brief meiner Tochter,

die letzten Worte, die sie vor ihrer entsetzlichen Tat an mich gerichtet hatte. Ich übergebe sie hiermit Ihnen, Frau Baronin, sie werden Sie besser als alles überzeugen, daß meine Tochter rein war, und daß der Knabe, den sie mir hinterlassen, der Sohn Baron Reinhals ist.“

Arnold hatte bisher in atemloser Hast gelesen, seine Zähne waren aufeinandergebissen, seine Augen starr und trocken.

Von Zeit zu Zeit hatte er seine Hand gegen die feuchte Stirne geführt, wie um sich zu vergewissern, daß seine Sinne noch klar, daß das Entsetzliche, das ihm das Herz versengte, nicht auch sein Gehirn verbrannt habe.

Als er an dieser Stelle des Briefes angelangt war, schlug er das Blatt um, ohne es zu Ende zu lesen, ein zweites, mit kleinerer, zierlicherer Schrift war daran geschlossen, es war der Brief seiner Mutter, seiner armen in Verzweiflung geendeten Mutter.

Seine Brust hob sich krampfhaft, seine Hände begannen zu zittern, aber die unbarmherzigen Augen, gönnten ihm keinen Augenblick, um sich zu fassen, gierig verschlangen sie jede Zeile, jedes Wort. Er ließ: „Mutter! Heute weiß ich’s, ich bin entehrt! Das Gefühl, das mir das höchste geschienen, das ich wie eine heilige Flamme in meinem Herzen genährt habe, es wird

mir zu Schmach, denn ich habe es an einen Unwürdigen verschwendet.

Jeder hat nun ein Recht mich zu verachten, und selbst mein Kind, das einzige, das in meinem Jammer mich trösten könnte, wird mich verachten, denn man wird ihm sagen, deine Mutter ist eine Dirne gewesen, und der Mann, dem sie sich hingab, hat sie hohnvoll von sich gestoßen.

Ich will es nicht hören, Mutter, ich will es nicht hören! Es würde mich wahnsinnig machen! Der bloße Gedanke schon krallt sich in mein Gehirn – Gott, Gott, ja unschuldig zu sein, und doch in den Augen der Welt so schuldig! Und jeder Bube dürfte mich jetzt beschimpfen, und ich müßte es dulden, und müßte den Schimpf ertragen mein lebenslang?!

Das kann ich nicht – ich kann es nicht – dazu fehlt mir die Kraft. Ich will sterben. Mutter, liebe teure Mamma, verzeih mir's. Du hast mich gewarnt, wie oft, ich hab' dirs's nicht geglaubt.

Ach, ma mie, wie konnt ich es denn?! Er war so schön, so gut, so zärtlich, seine Liebe erschien mir das Höchste, und er selbst war mir das Herrlichste, das die Natur gebildet – und nun diesem Manne, dem Einziggeliebten nichts mehr zu sein – nichts, nichts – Nichts mehr davon – ich will sterben. Mutter, wenn du diesen

Brief in den Händen hältst, ist alles gut, und alle Qual hat ein Ende gefunden.

Auch er wird dann anders denken, ich hoffe es. Er beklagt dann wohl das arme Ding, das nun stumm geworden für immer, das nun keine Forderungen mehr an ihn stellen wird, keine – auch nicht durch dich Mutter, auch nicht durch meinen Sohn. Mein lieber kleiner Arnold, er soll es nie erfahren, was sein Vater an mir verbrochen hat, hörst du, Mutter, nie! Es ist mein letzter Wille. Er soll seinen Vater nicht hassen. Sag ihm, ich sei bei seiner Geburt gestorben, er wird sein Mütterchen, dem er das Leben gekostet, dann noch lieber haben – es ist mein Gebet, mit dem ich hinübergehe. Leb wohl, teure Mamma, dir bleibt ein junges süßes Leben, mein Arnold, nimm ihn in acht!“

Arnold warf sich über den Tisch und brach in ein lautes krampfhaftes Schluchzen aus.

Er weinte um seine Mutter, wie nur ein Kind weinen kann.

Er liebte sie; niemals hatte ein Sohn seine Mutter zärtlicher geliebt, niemals hatte eine Mutter zärtlichere Liebe verdient, und diese Mutter hatte man ihm geraubt, gemordet, mit kaltem Blute gemordet!

Er weinte, er rang die Hände. Ein unendliches Mitleid und Erbarmen mit ihr, die längst ausgelitten, überkam ihn, und vielleicht auch Mitleid mit sich

selbst, denn in ihm erhob sich etwas Grimmes, Grauenhaftes, ein wilder Haß gegen seinen Erzeuger.

In diesem Augenblick, wo er seine starke Liebe zu Elsa im Herzen trug, wußte er, was diesem Manne erfüllt worden, welche Seligkeit er in ihren Armen genossen, und nachdem er seinen Himmel erbettelt, hatte er sie, die ihm alles gegeben, in seiner Niedertracht von sich gestoßen, roher als jedes Tier, hatte er sein Junges verleugnet, und mit der Ehre seiner Geliebten zugleich ihr Leben vernichtet.

Und niemand hatte ihn darum angeklagt, niemand selbst von denen, die um seine Schandtat wußten. Und dieser Mann – ach, wie alles Blut sich in ihm empörte – dieser Mann hatte die Frechheit gehabt, die Mutter ihm zu verdächtigen, und vor ihm hatte er es ausgesprochen, daß er ihr nichts schuldig geblieben sei.

Nichts schuldig, der Mörder seinem Opfer!

Arnold erhob sich, und riß den Brief an sich. Jeder Nerv zitterte an ihm.

Er will ihn aufsuchen, will ihm den Brief vorhalten, will ihn zwingen ihn zu lesen, Zeile für Zeile, Wort für Wort, und er will ihn dann fragen, ob er wirklich glaube, daß er seiner Mutter nichts schuldig geblieben sei.

Er greift nach seinem Rock und Hut; unwillkürlich sieht er nach der Uhr, es ist Mitternacht.

Er kann nicht daran denken, den Baron zu Hause zu finden, der ist auf der Soirée der Fürstin. Gleichviel, er will dahin, er will ihn dort aufsuchen, und Aug in Aug, öffentlich und vor allen, will er ihn des Treubruchs anklagen und der Verführung. Da bricht er plötzlich in ein lautes, hohnvolles Lachen aus.

Er will ihn anklagen? Wessen anklagen, und vor wem?! Wegen eines Verbrechens, das alltäglich ist, vor einer Gesellschaft, die es gleich einem Privilegium offen betreibt und sich dessen noch rühmt? Und war es nicht ein Organ der öffentlichen Ordnung und Sittlichkeit gewesen, das der alte Baron damit betraut hatte, der Verlassenen jenen schändlichen Antrag zu machen, der ihr eine Abfindungssumme sicherte, sobald sie den Vater verleugnete und lügnerisch sich selbst zur Meze bekannte?

In dieser Gesellschaft ist der Verführer ja unantastbar, auch vor dem Geseze, und er bleibt in Ehren und Würden nach wie vor. Und wenn er jezt unter sie trete mit seinem verzerrten Antliz, mit seinem verwirrten Haar, und wenn er den Brief laut vorlesen würde, man würde die Geschichte nur amüsan finden, und vielleicht auch skandalös. Skandalös nur von seiner Seite, in der Hintansezung aller Form, in der Verletzung des

gesellschaftlichen Anstandes. Er würde diesen Hyänen die Mutter preisgegeben haben, der Baron aber, den sein Renommée, als Unwiderstehlicher, gleich einer Aureole umgibt, den diese Damen darum anbeten, er würde zu dem allen nur die Achseln zucken. Er hätte ja Recht, was die Gesellschaft tolerirt, in der man lebt, das tolerirt man selbst, und es gibt kein anderes Gewissen als die öffentliche Meinung.

Arnold warf den Hut von sich.

Nein, nicht heute, nicht vor dieser Gesellschaft wird er ihn zur Verantwortung ziehen, aber der Augenblick wird kommen, und er wird ihn beschleunigen helfen.

Von diesem Augenblick ist er losgelöst von allen Beziehungen, die bisher an die vornehme Welt ihn noch gefesselt, losgerissen von allen Banden, die ihn an den Vater geknüpft, jezt gehört er voll und ganz jenen Enterbten an, jenen Rechtlosen, deren Sache er bisher, nur von seinem tiefen Rechtsgeföhle geleitet, vertreten hatte, zugleich in dem fast unbewußten Drange, der Menschen einer Zeit ergreift und zu handeln drängt. Jezt ist er ein Proletarier wie sie.

Arnold hatte sich wieder dem Fenster genähert, er scheint verwandelt.

Seine Brust hebt sich noch unter schweren Atemzügen, seine Hände sind geballt, und seine Augen

brennen in einem Feuer, das seiner weichen wilden Natur bisher fremd war, in dem Feuer eines wilden verzehrenden Hasses.

Neuntes Kapitel

Am nächsten Morgen, es war das Peter-Paul-Fest, waren die Straßen und Promenaden von Solenbad ungemein belebt.

Es war Markt und alle Kaufläden waren geöffnet und außerdem eine Anzahl Buden aufgestellt. Landvolk und Arbeiter waren hierher gekommen und gingen geschäftig auf und nieder oder durchzogen in Gruppen die Straßen.

Arnold trat aus dem Hotel. Einen Augenblick überflog sein Blick das Gewühl, dann wandte er sich davon ab und der Brücke zu.

Er war in dieser Nacht um Jahre älter geworden. sein Gesicht war blaß, die tiefliegenden Augen hatten einen strengen düsteren Ausdruck, seine Haltung selbst entbehrte der gewöhnlichen Anmut und Leichtigkeit, aber sie war strammer und entschlossener.

Er ging in Gedanken versunken die Straße nach Obergau entlang, als ihm Georg entgegentrat und ihn begrüßte.

Arnold reichte dem Salzarbeiter die Hand und drückte sie fest. Sie kehrten dann um und gingen nach dem Plaze zurück, kurze Worte wechselnd.

Schon gestern war Arnold davon unterrichtet worden, daß Georg von der Salinenverwaltung entlassen worden sei, und daß er zugleich mit seiner Anstellung auch aller Ansprüche verlustig ging, die er sich durch jahrelange Einzahlungen in die Bruderlade erworben hatte.

Das hätte indes den jungen und intelligenten Arbeiter nicht so schwer betroffen, und einen Hungerlohn wie den bisherigen durfte er auch anderswo zu erringen hoffen, aber ihn bedrückte der Gedanke an die Mutter, und er klagte nun den Freunde, wie die Alte schier außer sich sei, ihm allein alle Schuld beimesse, und alle Heiligen anrufe, sie die Schande, die er ihr angetan, doch nicht überleben zu lassen.

Arnold riet ihm, Amsee zu verlassen und sie baldigst in eine andere Umgebung zu bringen.

„Die geht doch nicht,“ versicherte Georg, „die ist zu starrköpfig, und ich denke mir selbst, wenn man die versezen tät, ging sie daran zugrunde.“

„Dann gehst du allein.“

Georg nickte zustimmend und erwiderte dann mit einem halben Seufzer: „Mir tut’s leid um das alte Weib, sie hat sich für ihre Kinder genug geplagt, und

nun soll sie ganz verlassen dastehen, denn auch der Valentin geht fort, er geht nach Amerika.“

Arnold war von dieser Nachricht überrascht.

Er wußte, daß Valentin die Auswanderung längst geplant, aber nun erfuhr er, daß die Ausführung nahe bevorstände, und das Elsa es sei, die ihm dabei zu Hülfe gekommen, indem sie ihm eine bestimmte Summe vorstreckte, mit der er die Kosten der Reise und die ersten Wochen seines Aufenthaltes in der Fremde bestreiten konnte. Und auch für den Frieder und seine Kinder wolle sie sorgen, bis der Valentin wiederkäme, um die Eva heimzuholen.

„Ihr Herz ist voll Liebe und Güte,“ fügte Georg leiser hinzu, und er mußte unwillkürlich nach dem Freunde blicken, dem das beste Teil ihrer Liebe zugefallen war.

Dieser antwortete nicht und kein Lächeln erhellte seine düsteren Züge.

Sie hatten den Markt erreicht und schritten an der Häuserzeile dahin.

Vor einem Laden, der fertige Männeranzüge zum Verkauf ausbot und dessen Auslage weit in die Straße hinaus verlegt war, stand ein junges Paar, das die Waaren musterte, sie prüfend befühle, sie hin und her wendete und, wie es schien, sich doch nicht getraute in den Laden einzutreten. Aber der Kaufmann kam zu

ihnen heraus und begann seine Waare laut anzupreisen. Das Mädchen nickte lächelnd und verlegen und zupfte hierauf ihren Gefährten in verstohlener Weise, worauf sich rasch beide entfernten. Sie steckten die Köpfe zusammen und schienen ihre Beratungen noch fortzusetzen, blind für alles übrige.

So kam es, daß sie an Georg anprallten, der, obwohl er sie bemerkt, doch nichts getan hatte, um ihnen auszuweichen.

„Oha!“ rief der mit dem Mädchen Daherkommende.

Es war Valentin mit seiner Eva, der, als er den Bruder und Arnold vor sich sah, in ein vergnügliches Lachen ausbrach.

Auch Eva lachte und nickte.

Die Kleine sah überaus hübsch aus. Wie Sonnenschein lag es auf dem jungen Gesichte und ihr Anzug war nett und kleidsam; man konnte erraten, daß auch hier eine wohltätige Hand im Spiele war.

„Wir kaufen ein,“ flüsterte sie ganz rot und erhitzt und mit einer gewichtigen Miene, denn so etwas war ihr in ihrem Leben noch nicht passirt.

„Für meine Reise,“ fügte Valentin fröhlich hinzu; „du weißt doch schon, daß ich mich einschiffe.“

„Wenn wir nur schon das Gewand hätten,“ bemerkte Eva, wobei sie verstohlen und mit einem

halben Seufzer nach dem Laden zurückblickte. „Er braucht jetzt ein Herrengwand, natürlich, und dort hängt eins, ein nobles, daß ihm wunderschön passen tät, aber der Preis, der ist g’salzen, und sie lassen nicht nach, obwohl ich’s denen g’sagt hab’, daß der Valentin damit bis nach Amerika geht, und daß sie damit eine Ehr’ aufheben könnten.“

„Und sie schicken ihn also wirklich fort, den Valentin?“ fragte Arnold, den ihre hausmütterliche Vorsorglichkeit zu einem Lächeln reizte.

Sie nickte zutraulich und indem sie den Arm ihres Geliebten an sich drückte:

„Aber er muß mir wiederkommen, ganz g’wiß, das hab’ ich ihm gleich g’sagt und er hat mir’s auch heilig versprochen, mir und der Elsa.“

„Ich hab’ mich gleich zwei Dirndl’n auf einmal verschreiben müssen, zwei allerliebsten zwar, aber“ – die Wangen des jungen Arbeiters wurden rot – „ist’s nicht eine Schand’, daß ein Kerl wie ich von zwei Frauenzimmern sich muß protegiren lassen, um vorwärts zu kommen?“

!Ja, das hoff’ ich, na, ihr sollt was erleben, ich will mich ordentlich tummeln, ich werd mich nicht schonen bei der Arbeit, denn jetzt hab’ ich eine Aussicht und ein Ziel und übers Jahr sind wir zwei schon verheiratet und die glücklichsten Leut’ auf der Welt. Na

Schorschel,“ fügte er gutmütig tröstend hinzu, „ich will schon dafür sorgen, daß du mitsammt unserer Alten bald nachkommst, und die Elsa kommt auch und“ – er legte die Hand vertraulich auf Arnolds Schulter – „ich wüßte dann noch einen, der am besten tät, wenn er ebenfalls dem alten Europa den Rücken zeigte, wie?“

Arnold reichte ihm die Hand.

„Mein lieber Valentin, ich habe in diesem alten Europa noch einiges zu tun und Georg wird wohl auch ausharren müssen.“

„Schau!“ rief Everl in dem Augenblick, in dem sie Valentin anstieß und dann hastig und wiederholt mit dem Finger rückwärts nach dem Laden deutete. „Er hat mir zugewinkt, er ruft uns zurück, er hat halt doch ein Einsehen, aber jetzt gehen wir nur gleich, sonst vergeht es ihm wieder.“ Sie drängte Valentin, der nur noch einige Worte mit Arnold und Georg wechselte, die heute stattfindende Volksversammlung betreffend, dann trennten sie sich und er trat mit seiner Everl in den Laden des Konfektionärs.....

Es war fast Mittag geworden. als Arnold nach Obergau fuhr und in der Villa Dönhof zu der von Sr. Exzellenz dem Grafen Falkenau gewünschten Unterredung eintraf.

Er ward in den Salon geführt und stand sich hier einer Dame gegenüber, die ihm bisher fremd geblieben war, es war Gräfin Marie von Falkenau.

Sie empfing ihn mit gemessener Höflichkeit, die von Verlegenheit nicht frei war.

Sie bat ihn, die Abwesenheit ihres Gatten zu entschuldigen, der in einer unaufschiebbaren Angelegenheit nach Solenbad gefahren sei, aber nicht zögern werde zurückzukommen und ihn ersuchen lasse, ihn hier zu erwarten.

Sie wies auf ein Etablissement in der Nähe des Fensters. Sie setzten sich einander gegenüber. Ihr steifes kaltes Wesen und sein düsterer Ernst begünstigten keineswegs die Konversation, sie stockte in jedem Augenblick.

Es entging indes Arnold nicht, daß ihn die Dame, wenn auch verstohlen, mit einer gewissen neugierigen Aufmerksamkeit betrachtete. War denn das, was er litt, ihm auf die Stirne geschrieben? Er glaubte doch völlig Herr seiner selbst zu sein, aber war ihr sonst etwas in seiner Physiognomie aufgefallen?

„Ich bedaure“, sagte sie, nachdem wieder eine Pause eingetreten war, „das Sie mit einer Fremden vorlieb nehmen müssen, die in keine der Beziehungen eingeweiht ist, in welche Sie zu meinem Manne getreten

sind. Auch meine Schwägerin und mein Sohn Hüge, die Sie beide kennen, sind vom Hause abwesend.“

Er antwortete mit einer Phrase.

Sie fixierte ihn wieder und sagte dann rasch, gleichsam von Innen gedrängt: „Unsere Familie ist heute Morgens durch eine Nachricht alarmirt worden, die Hugo gestern von der Soirée der Fürstin mitgebracht. Es zirkulirte daselbst das Gerücht, Helene Falkenau habe sich mit Baron Reinthal verlobt“.

Arnold verneigte sich statt jeder Antwort.

Sie wandte ihm die großen grauen Augen zu und sagte mit herber Offenheit:

„Wir können es nicht glauben, und wollen es nicht glauben, und so ist mein Mann als Oberhaupt der Familie, zu Helene geeilt, um sie über diese Gerüchte zu befragen, und zu hindern, daß sie zur Wahrheit werden“.

Wieder machte sie eine Pause und setzte dann resolut hinzu: „Sie stehen dem Baron sehr nahe, Sie werden mir sagen können, was davon zu halten ist“.

„Frau Gräfin, ich stehe keineswegs dem Baron so nahe, um über so intime Vorfälle unterrichtet zu sein“.

Sie sah ihn kalt an und sagte schroff:

„Ich kenne genau das Verhältnis, in dem Sie zu ihm stehen, und kenne es seit langen Jahren, er ist ihr Vater.“

„Mein Erzeuger, Frau Gräfin“.

„Sie unterscheiden fein, aber Sie haben Recht, er ist ihr Erzeuger, denn an dem Vaternamen hängen so viele Pflichten, und er bedeutet einem Kinde das Wohlwollendste und Zärtlichste von seiner ersten Erinnerung an – aber diese Bedeutung kann er Ihnen nie gehabt haben“.

Er sah sie erstaunt an.

Sie aber, als spräche sie ein Langzurückgehaltenes mit tief innerlicher Überzeugung plötzlich aus:

„Er hat den Vaternamen und die Liebe eines Sohnes nie verdient. Trennen Sie sich von Ihm!“

„Das ist bereits geschehen“.

„Wie, Sie hätten Sich von ihm losgesagt, und dauernd?“

„Für immer“.

Sie hob die Augen gegen Himmel und faltete die Hände.

„Gott du bist gerecht!“ Dann wendete sie sich dem jungen Manne zu, und indem sie ihm in das blasse, edle Antlitz sah, das sie vom ersten Augenblick an sympatisch berührte, sagte sie fast feierlich: „hier leitet Sie eine höhere Macht, gehorchen Sie dieser inneren Stimme. Und nicht wahr, von dem Augenblick, wo Sie Sich von ihm lossagten, trennten Sie Sich auch von seinen Anschauungen und Prinzipien? Sie sind frivol

und grundverderblich; aber nun wird Sie nichts mehr hindern, sich mit denen zu verbinden, die allein imstande sind, Recht und Gerechtigkeit walten zu lassen, den sie unterlegen all ihren Bestrebungen die sicherste Grundlage, den wahren Glauben.“

Und als Arnold dieser Exaltation der glaubensstarken Frau gegenüber stumm blieb, faßte sie seine Hand, und in einem vorwurfsvollen aber mütterlich warmen Ton, wie er diesem strengen Charakter nur äußerst selten zu Gebote stand, fuhr sie fort: „Mein Mann hat die besten Absichten mit Ihnen, er schätzt sie, ich weiß es, und er wird Ihnen eine glänzende Zukunft bereiten. Haben Sie daher Vertrauen zu ihm und zu seinen Erfahrungen, acceptiren Sie seine Vorschläge, und Sie, der von Jugend auf allein gestanden, der den Segen des Familienlebens immer entbehren mußte, Sie sollen von nun an wie ein lieber Sohn in unserem Hause aufgenommen sein“.

Arnold wurde jeder Antwort enthoben, denn der Graf trat in diesem Augenblick in den Salon.

Er stuzte, als er seine Frau, in augenscheinlicher Bewegung und selbst das Wort führend, neben dem jungen Doktor stand.

Aber er wußte, nach welcher Richtung hin sie allein einer Exaltation fähig war, und lächelte daher in bonhommer Weise.

Er drückte Arnold die Hand und bedauerte, daß er ihn habe warten lassen, dann winkte er beruhigend seiner Gattin zu, und auf seine Mission bei Helene anspielend, sagte er: „Es ist wieder alles in Ordnung. Mein Gott, sie hat keinen ernsten Willen und ist so leicht bestimmbar.“

„Und Natalie und Hugo?“

„Sind noch bei ihr. Natalie wird für einige Tage sich bei ihr installiren, um einen Rückfall zu verhindern“. Dann mit einer Geberde gegen Arnold: „Es tut mir leid, dir unseren lieben Doktor so bald zu entziehen, aber wir haben ernstes zu diskutieren“.

Bei der Türe angekommen, ließ er Arnold vorausgehen und wendete sich mit einem bedeutsamen Frageblick nochmals gegen seine Frau.

Sie war nahe an ihn herangetreten.

„Alles ist günstig“, flüsterte sie, „was du gewünscht, hat sich bereits vollzogen, sie sind getrennt – er wird uns angehören“.

Die konferenz zwischen dem Grafen und Arnold zog sich in die Länge.

Graf Falkenau war äußerst liebenswürdig und entgegenkommend, zeigte sich ziemlich unterrichtet über die Verhältnisse der Großindustrie und der Arbeiterschaft.

Er haßte das Großkapital, welches eine so bedeutende Macht im Staate geworden, daß es die des Adels überwog.

Er sprach nun unumwunden seine sozialpolitischen Anschauungen aus und betonte die staatliche Notwendigkeit wirtschaftlicher Reformen.

„Auch eine konservative Politik kann in Hinsicht auf die Erhaltung des Staates radikal vorgehen“, sagte er mit einem feinen Lächeln, „sogar sehr radikal, sobald es sich um die Aufhebung von Schäden handelt, welche unrettbar zum Verderben führen“.

Und nun zeigte er sich empört über die moderne Tendenz der Ausnützung, ja Auspressung der Massen, lediglich zu dem Zweck, um Kapital in einigen wenigen Händen zu konzentrieren. Er bezeichnete das Anwachsen des Großkapitals auf der einen, die riesige Vermehrung des Proletariat auf der anderen Seite als eine Gefahr für die Gesellschaft, und begriff vollkommen die dadurch hervorgerufene Gährung, die durch Gewalt niemals bekämpft werden könne, ja, der Herr Graf verstieg sich, um Arnold völlig von der Gleichartigkeit ihrer wirtschaftlichen Anschauungen zu überzeugen, zu der Behauptung, daß eine wirksame Bekämpfung dieser Bewegung vielleicht nur auf dem Wege einer neuen Vermögensbildung werde erfolgen können.

Er sprach auch von seinem persönlichen Wohlwollen für die Arbeiterschaft, und wie diese ihrerseits alle Ursache hätte, ihm und seiner Partei Vertrauen entgegen zu bringen. Er sprach von väterlicher Fürsorge und von der Notwendigkeit, sich mit denen, die diese Verhältnisse untersuchen und wissenschaftlich zu ergründen bestrebt seien, sowie mit den Führern der Arbeiterschaft ins Einvernehmen zu setzen, diese hätten dem Volke klar zu machen, daß nur der Konservatismus die Wunden heilen könne, die der moderne Liberalismus ihm geschlagen.

Mit einer Art Ergriffenheit, die von sittlicher Entrüstung zeugte, wies er auf den Kultus des goldenen Kalbes hin, in dem der Materialismus seine giftigen Blüten entfalten konnte, und er fand, daß es hoch an der Zeit sei, zu früheren und einfacheren Verhältnissen zurückzukehren. Die Zölle sollten erhöht, die Fideikomnisse auch bei den Bauern wieder eingeführt werden, um der Zerstückelung entgegenzuwirken, die Zünfte seien wieder herzustellen und das Klein-gewerbe in jeder Weise zu begünstigen. Aber indem man das Volk von dem Industrialismus befreie, müsse man es zugleich von dem Materialismus erlösen, dem es zu verfallen drohe, und nebst der Pflicht, ihm Brod zu schaffen, erwüchse die ungleich höhere, ihm auch seinen Glauben wieder zurückzugeben.

Arnold hatte ruhig und aufmerksam diesen Auseinandersetzungen gehorcht, jetzt zeigte der Ausdruck seiner ernstesten Augen, seine ganze Haltung etwas Verneinendes, durchaus Widerstrebendes.

„Das heißt, Sie werden diese notwendige Abhilfe nur unter Bedingungen gewähren, deren Nichterfüllung Sie sodann zur Strenge autorisieren würde. Aber ist die Erfüllung dieser Bedingungen überhaupt noch möglich? Exzellenz, ich zweifle nicht, daß Ihre Interventionen die besten sind, aber dieses geplante Zurückgehen auf frühere Verhältnisse erscheint mir unverträglich mit unserer Zeit und ihren Bedürfnissen. Jede Zeit hat ihr eigenartiges fortschrittliches Gepräge, und nimmer kann die eine unter der Herrschaft einer anderen stehen“.

„Das eigenartige Gepräge unserer Zeit, das aber zugleich mit dem innersten Bedürfnis des Volkes im Widerstreit ist, ist der Materialismus“, versetzte der Graf mit einem verächtlichen Lächeln.

„Das Wort paßt nicht ganz, man muß für einen neuen Zustand auch neue Bezeichnungen erfinden“.

„Dann nennen wir sie die glaubenslose Zeit“.

„Das ist sie sicher, und eben weil sie es ist, so ist es notwendig, sich dies auch einzugestehen“.

„Um zugleich diesem Zustand ein Ende zu machen“.

„Er entspricht der historischen Entwicklung des Menschengeschlechtes“, bemerkte Arnold trocken.

Der Graf schüttelte den Kopf und entgegnete hoch; „Der Glaube entspricht allen Zeiten, raubt man ihn der Menschheit, so hat man ihr alles geraubt, was sie vor Verwilderung noch bewahren konnte“.

„Exzellenz, man raubt dergleichen nicht, es schwindet langsam, allmählich verglimmt es, wie das Licht des scheidenden Tages, und plötzlich ist es nicht mehr da. Sehen wir doch näher zu, wir finden überall nur mehr den Schein des Glaubens, den mühsam erhaltenen Schein, denn was bereits im Niedergang begriffen ist, hat keine Kraft mehr und keine Macht. In unseren Tagen ist es die Wissenschaft, die alles Ansehen besitzt, die belebende, schöpferische Kräfte entwickelt, die das Prinzip der Fortbildung in sich aufgenommen und eine neue Weltanschauung geboren hat“.

Der Graf hatte sich in die Lippen gebissen, aber das überlegene Lächeln war nur auf einen Augenblick davon verschwunden.

„Eure Wissenschaft richtet sich nur auf äußerliche Dinge, und dieser ganze Aufklärer läßt das Herz kalt, denn er ist durchaus lieblos und gemütlos. Der Glaube aber ist voll Gemüt und Poesie; er allein ver-

mag die Armen zu trösten, die Verzweifelten zu beruhigen“.

„Und er hat diese Mission durch Jahrtausende geübt, und sie ist für ihre Zeit eine wohltätige und notwendige gewesen. Aber der Glaube hat das Anwachsen der Armut nicht zu verhindern vermocht und die Leiden dieser Welt, die er in seinem Pessimismus als eine irdische Notwendigkeit bezeichnet, sind nicht durch ihn gebessert worden. Diese Aufgabe, die eine Notwendigkeit geworden ist für die fortschreitende Entwicklung des Menschengeschlechts, ja für ihre Existenz, kann und wird allein durch die empiristische Wissenschaft besorgt werden.“

„Diese Wissenschaft kann sehr wohl neben dem Glauben bestehen“, versetzte der Graf.

„Ich leugne dies“, entgegnete Arnold bestimmt. „Von jeher, zu allen Zeiten ist der Glaube mit der Wissenschaft im Kampfe, weil in einem direkten Gegensatz gewesen. Zu Kolumbus Zeiten war es ein Verbrechen, zu sagen, daß die Erde rund sei, und Galilei wurde gefoltert, weil er zu behaupten wagte, daß sie sich bewege. Aber trotz all dieser Verfolgungen und Beschränkungen ist die Wissenschaft vorgeschritten, weil dieser Fortschritt unaufhaltsam ist, und die exakte Forschung, wo die Natur, das Leben selbst zu uns redet, hat zu den großen Entdeckungen und Erfindun-

gen der Neuzeit geführt, die die Erde verändern und dem menschlichen Gehirn eine andere Richtung geben. Der Glaube muß vor dem Wissen verschwinden. Sie mögen diesen Verlust beklagen, Herr Graf, aber Sie können es nicht ändern. Aber wir, die wir dieser neuen Richtung angehören, wir müssen nun darauf dringen, daß man nicht länger der Menschheit vorenthält, was sie für diesen Verlust entschädigen kann, und was allein in natürlicher Entwicklung bestimmt ist an seine Stelle zu treten: Bildung.“

„Und Sie glauben in der Tat, diese könne jemals vollen Ersatz dafür bieten, und die Wissenschaft könne dahin kommen, die Leiden dieser Welt zu verringern? Nein, tausendmal nein, dieser Leiden sind unzählige und sie sind endlos, und der Mensch ist ein Nichts Gewalten gegenüber, die fürchterlich und unberechenbar sind, die uns überall umgeben, und uns täglich und stündlich mit Zerstörung bedrohen.“

„Exzellenz, auch in der Natur ist alles nur Wirkung von Ursachen, die hervorgegangen, und all‘ diese Kräfte und Gewalten sind ebenfalls an bestimmte Geseze gebunden. Sie bedrohen uns nur, solange wir diese nicht erforscht und erkannt haben. Aber die Wissenschaft leitet uns darauf hin, und diese Kräfte und finsternen Gewalten, denen wir bisher hilflos, furchtsam und zitternd gegenüber gestanden, wir

lernen sie nun erkennen und beherrschen. Wir haben den Blitz des Himmels in unseren Dienst gezwungen, er wird für uns arbeiten, und was der Menschheit bisher ein Fluch gewesen, wir verwandeln es zu ihrem Segen. Und immer weiter dringt die Erkenntnis, und immer mehr unterwerfen wir uns die uns nur scheinbar feindlichen Kräfte in der Natur, bis wir uns tatsächlich zu ihrem Herrn aufgeworfen haben, zu ihrem Meister“.

„Ein großartiges Bild, voll kühner Voraussetzungen, in der Tat, aber selbst wenn diese Hypothesen einige Berechtigung hätten, würden damit die inneren Konflikte der menschlichen Gesellschaft behoben sein? Würden die Leidenschaften des Herzens dadurch gebändigt, und die menschliche Schlechtigkeit, die Sünde, damit aus der Welt geschafft sein?“

Arnold hatte ein ungemein bitteres Lächeln, all die Schmerzen, die er in den letzten Stunden durchgekostet, all die heiße Empörung, die in ihm aufgelodert war, drohten einen Augenblick ihn zu übermannen.

„Herr Graf, die Sünde und Schlechtigkeit ist heute bis zu einem Punkte gediehen, der nicht mehr übertroffen werden kann, oder die Gesellschaft geht an innerer Zerrüttung, an ihrer fehlerhaften Konstruktion zu Grunde. Wahrlich, der Glaube hat sie niemals vor der Sünde behütet, und er wird ihr auch jetzt nicht aus-

helfen können. Aber eine neue Weltanschauung mit ihrer wissenschaftlichen Erkenntnis wird auch hier eine Wendung zum Besseren bringen. Denn diese, die die Welt in ihrem Zusammenhange betrachtet, hat erkannt, daß die gesellschaftlichen Kräfte, ganz wie die Kräfte in der Natur, gewaltsam und schädlich wirken, solange sie nicht erkannt und unseren Willen untertan gemacht werden. Aber daß, gleichwie die Menschheit sich zum Herrn über die Natur gemacht, sie sich auch planmäßig und bewußt, mit voller Sachkenntnis, zum Herrn ihrer eigenen Vergesellschaftung machen wird. Sie wird sich in ihrer Gesammtheit organisiren, und dann wird sie auch nur das Gute wollen und nichts anderes wollen können, denn sie wird erkannt haben, daß das, was man das Gute nennt, zugleich das Gesunde ist, das Naturnotwendige, das Dauernde“.

Der Graf erhob sich mit einem gebietenden Blick.

„Ich habe Sie ruhig angehört, Herr Doktor, es war mir nicht uninteressant, Ihre Anschauungen kennen zu lernen, aber ich vermag Ihren allzukühnen Phantasien nicht weiter zu folgen.“

„Sie wollen ihnen nicht folgen, Herr Graf, ich begreife dies, Sie sind voll Ehrlichkeit und Voraussicht, aber Sie dürfen es vielleicht nicht einmal; ja, Sie können es nicht wagen, dergleichen gut zu heißen. Die privilegierten Stände und Vorrechte vernichtet der

Fortschritt; uns allein, die wir von allen Vorrechten absehen, die wir allen Menschen gleiche Rechte zugestehen, ein gleiches Maß von Glückseligkeit, uns fördert der Fortschritt, darum, was ihr verteidigen müßt, wir dürfen es verleugnen“.

„Das ist alles Hochmut und eitle Prahlerei, ihr glaubt alles zu wissen, und wißt doch nichts; ihr begnügt euch mit wissenschaftlichen Hypotesen, während der Urgrund der Dinge von euch unberührt bleibt und vor den letzten Ursachen, vor dem Wesen der Materie selbst, müßt ihr fragend innehalten und verblüfft“.

Arnold sah in diesem Augenblick ebenso stolz, ebenso herausfordern aus, als der Graf selbst, als er entgegnete: „Das Christentum hat das Weltende als nahe bevorstehend angenommen, wir verlegen es in unendliche Fernen. Wir finden, daß wir erst am Anfang der menschlichen Entwicklung stehen, und daß es vermessen wäre, alle Welträtsel bereits als gelöst zu betrachten, wir haben dafür noch eine lange Zeit vor uns. Unsere nächsten und dringendsten Aufgaben liegen aber nicht in dieser Richtung“.

Um die Mundwinkel des Grafen spielte bebender Zorn, aber er neigte leicht den Kopf und sagte höhnisch:

„Und diesen nächsten und dringendsten Aufgaben vermeint ihr dermaßen gewachsen zu sein, um sie selbstständig vollführen zu können? Und glaubt die Arbeiterschaft ihre materiellen Interessen zu fördern, ja sie nur einen Schritt vorwärts zu bringen, ohne Mithilfe, einer der alten und mächtigen Parteien? Niemals, dazu ist sie zu schwach, sie muß sich alliiiren. Jene Partei aber, die den Fortschritt auf ihre Fahne geschrieben, hat euch abgewiesen, von ihr habt ihr nichts, garnichts zu erwarten. Ihr werdet also gezwungen sein, euch an uns zu wenden, und ihr werdet gut daran tun, denn ihr werdet einsehen, daß wir, die wir die Macht haben, auch einzig und allein imstande sein können, die Lage der unteren Klassen zu verbessern“.

Und als Arnold mit einem ungläubigen Lächeln antwortete, fuhr er dringlicher, aber zugleich auch drohender fort: „Hütet euch, diese Alliance von euch zu weisen, es wäre Wahnsinn. Was aber Sie persönlich anbelangt, so mögen Sie erfahren, mein Herr, daß wir über Ihr Treiben vollständig unterrichtet sind. Die Polizei beobachtet Sie seit längerer Zeit, sie verfolgt jeden Ihrer Schritte, ich weiß, welche Verbindungen Sie angeknüpft haben, sie kennt den Einfluß, den Sie unter den untersten Klassen sich erworben. Nun denn, ich rate es Ihnen, benützen Sie ihn zum Besten dieser Armen, und-“ er machte eine Pause und fügte dann in

einem gedämpften aber ungemein vielsagenden Ton hinzu – „zu Ihrem eigenen. Glauben Sie mir, junger Mann, ich habe Gutes mit Ihnen im Sinn, ich schätze Ihre Talente und werde Ihnen einen ersten Platz anweisen; also kommen Sie zur Besinnung – kehren Sie um – noch ist es Zeit-“. Er trat ihm näher, forschend sah er den jungen Mann ins Antlitz. Da ging sein Ton aus dem der Ermahnung plötzlich in den rückhaltloser und erbitterter Feindschaft über. „Wir haben Sie bisher geschont, weil wir Sie als zu uns gehörig betrachteten, weil wir dies alles für den gefahrlosen Idealismus der Jugend hielten, weil wir nicht glauben konnten, daß Sie Ihre Bestrebungen ernst nehmen, nun aber sage ich Ihnen, wagen Sie nicht länger Ihr hochverräterisches Treiben fortzusetzen, denn wir werden es nicht dulden, wagen Sie es nimmer, in Wort und Schrift für Ihre radikalen Anschauungen einzutreten und für Ideen unter der Arbeiterschaft Propaganda zu machen, die für diese nicht taugen“.

Arnold hatte unter dieser vehementen Anklage und Androhung nicht mit den Wimpern gezuckt. Er wußte, was er für sich selbst heraufbeschwor, und daß er von nun an die rücksichtsloseste Verfolgung zu gewärtigen habe, aber er war entschlossen und er entgegnete ohne Trotz, aber voll Bewußtsein und Würde: „Exzellenz, Sie verlangen Unmögliches und nicht

einmal Berechtigtes, denn wenn das, was sich vollziehen muß, ohne gewaltsame Revolution, ohne Kampf und Schwert sich vollzieht, so geschieht es einzig und allein durch die Propaganda der Ideen“.

Der Graf war um eine Nuance blasser geworden, und er entgegnete eifrig:

„Sie erklären Sich selbst als Feind unseres Staatswesens, Sie werden es begreifen, daß uns daraus die Pflicht erwächst Sie möglichst – unschädlich zu machen“.

Arnold verneigte sich leicht: „Tun Sie, Herr Graf, was Sie als Ihre Pflicht erachten, ich werde dasselbe tun“. - -

Die Gräfin hatte im Salon die Rückkehr Arnolds erwartet.

Jetzt ertönte die Klingel des Grafen. Sie besann sich einen Augenblick, dann öffnete sie ein wenig die Tür, die aus dem Salon in das Entrée führte.

Ein Diener trat aus dem Zimmer des Grafen.

„Was wünscht der Graf?“ fragte sie.

„Der Exzellenz Herr hat den Wagen befohlen, er will sogleich nach Solenbad“.

„Mit dem Doktor?“

„Der ist schon verabschiedet, er fährt soeben fort“.

Die Gräfin sah sehr erstaunt aus. Nach kurzer Ueberlegung trat sie in das Zimmer ihres Gatten.

Sie fand ihn mit heftigen Schritten im Zimmer auf und niedergehend.

„Du warst mit ihm unzufrieden? fragte sie Zögernd, „er hat also deinen Erwartungen nicht entsprochen?“

„Er ist von Sinnen“, antwortete der Graf, und man sah, es tat ihm wohl, seinen Zorn mit einem Worte Luft machen zu können, „von Sinnen, von Sinnen! aber wir werden mit ihm fertig werden“.

Und du willst abermals und noch vor dem Diner nach Solenbad?“ fragte sie besorgt.

„Er soll nicht zum Volke sprechen, nicht mit einem Wort, - und der Staatsanwaltschaft ist sofort Mitteilung zu machen – ach, der Mensch ist höchst gefährlich, denn er ist nicht zu gewinnen – fort mit ihm“.--

An diesem Samstag Nachmittag des Festes Peter und Paul, wo ein Zuzug von Arbeitern von all den umliegenden Ortschaften stattfand, um an der angekündigten Volksversammlung sich zu beteiligen, und nachdem die Massen sich vor und in dem Lokale, wo diese tagen sollte, zum größtenteil bereits zusammengefunden, wurde diese Versammlung durch obrigkeitliche Verordnung untersagt und die Leute aufgefordert, in Ruhe auseinander zu gehen.

Eine ansehnliche Anzahl von Sicherheitsorganen war dafür aufgeboden, die zugleich mit allem Eifer

nach den angekündigten Sprechern und Referenten forschte. Arnold Lefebre sollte als Verfasser jener gefährlichen Broschüren, Georg Hofer als Verbreiter verbotener Druckschriften zur Verantwortung gezogen werden. Man hatte die Verhaftsbefehle für beide bereits in der Tasche und war nun bemüht, sie zur Ausführung zu bringen. Aber die beiden waren gewarnt. Sie wußten, was ihnen hier bevorstand und waren daher nicht erschienen, es wäre nutzlose und alberne Selbstaufopferung gewesen.

Umso ernstlicher, mit umso größerem Nachdruck wurde ihre Verfolgung in Szene gesetzt.

In derselben Nacht war berittene Gendarmerie in all die umliegenden Ortschaften entsendet worden, um ihrer habhaft zu werden; zugleich wurde für das Morgenblatt des Sonntags eine Notiz eingeschickt, worin die Staatsgefährlichkeit dieser Individuen mit den düstersten Farben gemalt und die loyale Bürgerschaft verwarnt wurde, ihnen Obdach zu geben, ohne sofort die Polizei davon zu verständigen. Um jedem Irrtum von vorneherein zu begegnen, war ihre genaue Personenbeschreibung hinzugefügt. - - -

Am Sonntag Morgen, als die ersten Strahlen der Sonne über die Berge krochen, fuhr Elsa durch ein Geräusch geweckt aus dem Schlafe.

Sie bemerkte jezt, daß Sand und Steinchen gegen ihre Fenster geworfen wurden. Rasch erhob sie sich, schlüpfte in ihr Morgenkleid und trat an das Fenster.

Sie sah ihre Freundin Eva unter demselben stehen, die ihr Zeichen machte, zu ihr herabzukommen.

Elsa ließ sie nicht lange warten.

Alles schlief noch im Hause, als sie leise die Tür öffnete und die Stufen hinabschritt.

Wohl eine halbe Stunde lang gingen die beiden hierauf im Garten auf und nieder, eng aneinander gedrängt, im eifrigsten Gespräch.

Eva schien die Ueberbringerin einer wichtigen Botschaft, und ein staatsgefährlicher Name wurde von blühenden Mädchenlippen hier wiederholt und in zärtlicher Unbefangenheit ausgesprochen. Wußte diese kleine Eva mehr, als der Polizei in ihren allereifrigsten Recherchen bisher gelungen war, zu erfahren?

Elsa sah ernst und gedankenvoll aus. In ihren erregten Zügen spiegelte sich deutlich die innere Bewegung und ihre Augen leuchteten in erhöhtem Glanz.

Sie drückte Eva wiederholt die Hände und küßte sie dann wieder wie in aufstürmendem Gefühl. Und jezt noch eine Frage, und noch eine, die ihr von ihrer Freundin in gleicher zwangloser Vertraulichkeit beantwortet wurden.

Elsa nickte leise und schloß die Augen. Einige Augenblicke schien sie wie abwesend, dann schlug sie den ernstesten Blick wieder empor und atmete tief auf. So tut man in jenen entscheidenden Momenten, wo man einen Entschluß fasst, der gültig bleibt fürs ganze Leben.

Endlich trennten sie sich. Eva nahm den Weg, den sie gekommen, über die Mauer zurück, Elsa begab sich ins Haus und weckte Frau Gerta.

Eine Stunde später verließ sie mit ihrer treuen Dienerin die Villa, zum größten Erstaunen des Portiers, dem Elsa einen Brief für ihre Tante einhändigte.

Die beiden Frauen begaben sich mit dem Frühzuge nach Wien.

Zehntes Kapitel

Eine liebliche Sommernacht ist über Amsee gelagert, eine jener herrlichen Sommernächte, wo in der reinen, dunstlosen Atmosphäre die Sterne stärker schimmern und das Licht im Westen langsamer verglimmt, so langsam, daß dort das Firmament hell bleibt, fast bis zu dem Augenblick, wo im Osten schon wieder die graue Dämmerung eines neuen Tages heranbricht. Der halbe Mond in seiner sommerlich tiefen Stellung schwebte am Rande des Salzberges

dahin, bald wird er völlig dahinter verschwunden sein; den See erleuchtet er nicht mehr, und nicht mehr die massigen Berge, riesenhaft stehen sie da und die Wassermasse bereitet sich schwarz zu ihren Füßen aus, reflexlos und unbewegt. Da ertönen Ruderschläge. Jeder Schlag ins Wasser ist in der stillen Nacht deutlich vernehmbar.

Es ist Elsa, die über den See fährt. Allein steht sie im Boote.

Und wieder spähen ihre Augen nach dem Ufer, wo das kleine verlassene Haus steht, und wieder strebt sie ihm ungeduldig entgegen. Aber heute ist es nicht das verstörte, erschreckte Kind, das hier eine Zuflucht sucht vor dem Treiben der Welt, in dem es sich nimmer zurecht findet, weil es die Liebe verloren und der Glaube ihm nicht gegeben war, heute ist es ein Weib voll Bewußtsein und Kraft, dem die Liebe aufgegangen in ihrer heiligen Macht und Bedeutung.

Sie kennt Arnolds Lage und weiß, was ihn bedroht. Sie weiß, daß er nur diese Nacht hier zu verweilen gedenkt, wo er in Sicherheit und mit Ruhe alle Verfügungen treffen kann, und daß er als ein Verfolgter, Geächteter von hier gehen und in das Leben wieder hinaustreten würde, als einer jener Initiatoren, die in der Zeitbewegung in der vordersten Reihe stehend, ob ihrer geistigen Bedeutung am Grimmigsten gehaßt

und selbst von denjenigen, mit denen sie kämpfen, am unnachsichtigsten beurteilt werden. Aber sie steht in diesem Kampfe zu ihm mit ihrer ganzen Ueberzeugung und zugleich mit ihrem innigsten Empfinden.

Sie will an seiner Seite bleiben, und so ist, was sie bisher still und demütig im Herzen getragen, durch sein Drangsal zur flammendsten Begeisterung emporgewachsen und zum Entschluß gereift.

Nur eine Stunde war ihr heute geblieben zur Unterredung mit ihrem Advokaten, aber alles war geordnet und festgestellt worden, und sie war unverzüglich wieder abgereist und hierher gekommen, nur Gerta zurücklassend, um all die Verfügungen, die für ihre Selbstständigkeit getroffen waren, zu Ende zu führen.

Sie gehörte von nun an sich selbst an, sie war frei.

Hier ist jetzt alles Ruhe und schweigen. Kein Laut ist hörbar, kein Hauch regt sich um sie herum, alles scheint zu schlafen. Drüben aber an dem einsamen Ufer pocht ein Herz mit namenloser Sehnsucht ihr entgegen.

Arnold liegt im Grase am Uferrand; den Kopf etwas erhoben, auf die Hand gestützt, horcht er mit geschärften Sinnen in die Nacht hinaus. Er erwartet sie. Wird sie kommen?

Sein junges Herz gibt sich zum erstenmal dem ganzen sinnberückenden Zauber seiner ersten, starken

Liebe hin. Es ist wie eine Flut, die in ihrem stürmischen Andrängen alles, was sich da noch entgegenzusetzen wagt, zu verschlingen droht.

Er liebt – es gibt kein Höheres in der Natur, kein Mächtigeres.

Und dennoch, was erhofft er, was begehrt er?

Und wenn sie nun käme, die er in fiebernder Pein und Ungeduld erwartet, wie soll er ihr entgegentreten, was darf er ihr sagen?

Müßte diesem Wiedersehen nicht sofortige Trennung folgen? Trennung vielleicht für immer? Und könnte das sein? Und wenn er sie hielte, könnte er sie wieder von sich lassen?

Aber er ist ein Soldat, der im Dienste einer Sache steht, die heute vielleicht noch eine verlorene ist, und er hat mit allem gebrochen, was bürgerliche Existenz bedeutet.

Wil er die, die er liebt, nun an sein Schicksal ketten, mit hineinziehen in Kampf und Streit? Derselbe wird ein erbitterter sein, er fühlt es. Und man wird die aus Ueberzeugung darin Verharrenden absichtlich quälen, sie hezen, wie man das edle Wild hezt, weil es die grausame Lust ist, hohe Kraft und Ausdauer endlich gebrochen und vor den Augen verenden zu sehen. Würde es alsdann ihm Trost sein, ein Weib zu haben,

das mit ihm leidet und mit ihm fällt? Er hätte an seinem Teuersten ein Verbrechen begangen.

Und wenn es auch nicht zum äußersten käme, was kann er ihr bieten?

Ist er denn nicht ärmer als der Aermste in diesem Kampfe?

Seine Mitstreiter haben gelernt ihre Arme zu rühren, und sie können diese in ehrlicher Weise verdingen, um Weib und Kind zu ernähren, aber er hat nichts gelernt als eine Feder zu führen, und diese kann und wird er nicht verkaufen.

Er schlägt mit dem Kopf gegen den Boden, und sich in das Gras wühlend, erstickt er sein Stöhnen.

Aber horch! Rasch hebt er den Kopf, war es nicht ein Geräusch, das er vernommen? War es nicht Ruderschlag?

Ach, wie sein Herz wieder schlägt in der Hoffnung und wahnsinnigen Entzücken. Wenn sie es wäre! Wenn -. Er will sich einreden, daß er nichts mehr begehre, daß er zufrieden wäre und überglücklich, sie nur zu sehen, nur einmal noch, um ihr die Hand zu drücken – zum Abschied.

Elsas Boot näherte sich langsam; es gleitet unter den überhängenden Sträuchern dahin.

Es hatte noch nicht den Landungsplatz erreicht, als eine Männergestalt behende in dasselbe sprang.

„Elsa!“ ruft er leise, und doch klingt der volle Herzensjubel heraus, „du kommst – zu mir!“

Sie läßt das Ruder fallen und schon halten sie sich an den Händen.

„Ich mußte kommen,“ sagt sie voll einfacher Würde, und sie hatte damit all das Zwingende ausgesprochen, das sie dazu vermocht hat, die innere Notwendigkeit.

Ja, sie mußte kommen, wie hatte er auch nur zweifeln können, sie mußte kommen!

Er drückte ihre Hände an seine Brust, an seine Lippen, in leidenschaftlichem Dank und Ungestüm.

Da wehrt sie sanft ihn ab, und er wagt es nicht, sich dagegen aufzulehnen. Sie waren aus dem Boote gestiegen und gehen den Kiesweg entlang. Sie spricht zu ihm; ihre Stimme ist klar und sanft, wie Musik mildert sie sein Weh und sänftigt ihm das heiße Blut.

Sie hatten die Villa fast erreicht, und er bittet sie, damit sie nichts verrate, von rückwärts in die Küche einzutreten. Da zögert sie; einen Augenblick scheint sie zu überlegen und sagt dann leise und bittend:

„Bleiben wir außen, die Nacht ist so schön; steigen wir noch ein wenig höher, da oben fühlt man sich so gut und so frei.“

Wie lieb sie das sagte, wie kindlich, und doch lag all das Große darin, das eine Menschenseele an Liebe und Vertrauen einer anderen entgegenbringt.

„Da oben wird uns auch niemand hören,“ erwidert er ebenso leise, „der Ton verhallt zwischen den Felsen.“

Sie entstiegen den Fußweg, der zwischen Baumgruppen hindurch aufwärts führt; ihr Arm ruhte leicht in dem seinen. Der Tag war hier noch bequem genug, und sie gingen rüstig vorwärts.

Hier und da rollte ein Stein unter ihren Füßen hinweg und kollerte abwärts, dann zog er ihren Arm fester an sich.

Beider Schritt war elastisch; die jungen Glieder zeigten sich voll Kraft, und die Gleichartigkeit ihrer Bewegung, der genau geregelte Schritt brachte bei beiden die gleichen Muskeln und Organe in Tätigkeit.

Ihre Glieder bogen und streckten sich und ihre Lungen atmeten in gleichen Intervallen, ihr Herz klopfte in gleichen Schlägen.

Sie fühlten diese Uebereinstimmung, sie belebte sie, erfüllte sie mit physischem und seelischem Wohlbefinden.

Je höher sie kamen, um so beschwingter schienen sie, und ihre Brust atmete tief und voll und ihre Atem war frisch und würzig. Alles an ihnen zeugte von Ju-

gend, Gesundheit und überquellender Lebenskraft. Sie hatten ein Plateau erreicht.

Bis hierher war der Weg durch Kunst hergestellt, weiter aufwärts hatte das Geröll ihn ungangbar gemacht, sie mußten Halt machen.

Dort zwischen zwei Schwarzföhren war eine Bank gestanden. Elsa war mit dem Vater hier oft gesessen, aber sie erinnerte sich auch, wie räumlich eng sie war, und wie sie sich dicht an ihn schmiegen mußte. Sie wollte Arnold nicht dahin führen, sie fürchtete fast, er könnte sie entdecken. Hier war eine kleine Trist von Moos und Alpenkräutern dicht bewachsen, und da ragte ein ebenso dicht bewachsener Stein hervor.

Hier ließen sie sich nieder, ein wenig von einander entfernt.

Sie sahen vor sich hinaus, über den dunklen See, nach den Höchtälern da drüben und nach den zackigen Gipfeln, an deren Rande der Mond stand.

Sie waren ja so hoch haraufgekommen, daß er ihnen wieder sichtbar geworden, aber schon sank er abermals unter ihr Gesichtsfeld hinab. Wie sie in dieser Einsamkeit so stille nebeneinander saßen, fühlten sie ihr Glück in solchem Uebermaß, daß es wieder fast zum Schmerz wurde. Sie sprachen kein Wort, sie sahen sich auch nicht an, sie berührten sich nicht, aber

sie fühlten sich. Jeder ihrer Sinne war erhöht, jede ihrer Wahrnehmungen geschärft.

Es war eine ganz unglaubliche Ruhe, die sie hier umgab, aber in dieser scheinbar großen Stille der Hochmitternacht empfanden sie mit dem eigenen Herzschlag den Herzschlag der Natur, und gleich ihnen schien alles Sehnsucht zu atmen und Liebe.

Wie hell schien das zitternde funkelnde Licht der Sterne da oben; und mit den Lichtschwingungen, die aus unendlichen Fernen in unsere Atmosphäre hereintragen und auch sie berührten, schien ein leises tönen verbunden. Und der Windhauch, der über die Oberfläche des schlummernden Wassers daher kam, sie kaum bewegend, sang er nicht auch? Und welche süße Wohlgerüche brachte er mit; sie vereinigten sich mit denen der Alpenkräuter um sie herum zu balsamischem Duft.

Jetzt schwirrte ein glühender Funke vorüber, einen Augenblick schien er in der Luft zu stehen, dann veränderte er die Richtung und kam wieder zurück. Es war ein Leuchtkäfer, der seinen lautlosen aber feurigen Hochzeitstanz tanzte. Im Grase lag die Braut, ein Diamant funkelt nicht herrlicher, bald hat er sie gefunden.

Also auch in diesem niederen Tier erhöhte Phosphoreszenz, erhöhte Nerventätigkeit, und die Liebe

der höchste Ausdruck in der Natur, das Hohelied der Schöpfung, Gott selbst.

In diesem Augenblick hatten sich ihre Hände gefunden und umschlossen – wie wenn zwei verschiedene Pole sich berühren, durchzuckte es sie – der elektrische Strom ging von dem einen Körper in den anderen über.

„Glaubt ihr euch noch trennen zu können? Ihr seid verbunden.“

Sie lächelten, sie ahnten es vielleicht, und jetzt fanden sie auch ihre Sprache auch die Sprache wieder. „Sag mir alles“. flüsterte Elsa, „verbirg mir nichts von dem, was dein Schicksal so geändert hat, und was in Zukunft dich bedroht“.

„Ja Elsa, zwischen uns soll kein Geheimnis mehr sein“.

Und er erzählte ihr den Konflikt mit dem Vater und das tragische Ende seiner Mutter.

Sie schluchzten beide. Es ist das Zuviel ihre Herzen, das durch Tränen sich Luft macht und sie am Ersticken hindert. Aber das Verbrechen dieses Mannes erscheint ihnen auch so verabscheuungswürdig, und wie sie sich jetzt an den Händen halten, und jeder in dem Sein des anderen sich wieder fühlt und wieder findet, können sie es in seiner Unnatürlichkeit nicht fassen.

Was dieser jungen Mutter widerfahren war, ist ein Schimpf, der dem ganzen Geschlechte angetan ward, und es schien Arnold, als sei auch dieser Reinen hier damit ein Unrecht zugefügt worden.

Da wendet er sich plötzlich von ihr ab und springt empor; und ist er seiner selbst so sicher, so sicher, daß er nicht ein ähnliches Verbrechen begehe? Er empfindet seine ganze Schwäche, er fürchtet sich vor sich selbst.

„Wir müssen uns trennen“, sagt er in einem eigentümlich gepreßten Ton, „ich will gehen“.

Sie bleibt unbeweglich, den Kopf gesenkt, von ihm hinweggewendet.

„Es muß sein“, sagt er wie in Selbstermutigung, aber er bleibt vor ihr stehen. Ihr Schweigen, ihre Regungslosigkeit machen ihn betroffen, beginnen ihn zu beunruhigen. Was geht in ihr vor? Will sie ihn so entlassen, ohne ein Zeichen, ohne ein Wort, oder -? Er sieht forschen zu ihr herab, aber die Nacht verhüllt ihm neidisch ihr Antlitz. Er will Gewißheit.

Und nieder kniet er an ihrer Seite, er beugt sich über sie, er lauscht auf ihren Atem, und jetzt legt er ihren Kopf sanft gegen seine Brust, und leise tasten seine Finger, wie kosend, über ihre Augen, ihre Wangen – Sie sind überströmt von Tränen. Da erfaßt ihn wilde Inbrunst und Manneszärtlichkeit; er umschlingt sie

mit beiden Armen, er zieht sie schützend an seine Brust und küßt ihr die weinenden Augen trocken, und küßt ihr den bebenden Mund, und schluchzt nun selbst auf, in der seligen Raserei der Leidenschaft. Dann drängt er sie plötzlich von sich. „Geh“, sagt er, und der kurze Laut dringt nur mühsam über seine Lippen; „verlaß mich“, - „geh du zuerst – vertrau mir nicht länger – hab‘ Erbarmen -“ Und dann in gewaltsamer Anstrengung und mit einem rauhen, fast zornigen Akzent: „Geh“, unten liegt dein Boot – steig‘ ein, und wenn ich nachkommen will, schlag‘ mit dem Ruder nach mir, wie nach einem wilden Tier – geh‘ – oder -“ Aber schon umschlingt er sie aufs neue, und er drückt sie heftiger an sich, und drückt die heißen, verlangenden Lippen an die ihrigen – und er erstickt sie unter seinen Küssen. Sie ist ja doch sein. Da ringt sie sich von ihm los und stößt ihn von sich, heftig und kraftvoll.

Er taumelt von ihr hinweg, einem Trunkenen gleich.

Er will sich entfernen, aber als er läge er der sinnlosen Qual, wirft er sich auf den bemosten Boden nieder, sich Haupt und Brust zerwühlend.

Wie lange er so gelegen? Jede Berechnung für Zeit war ihm abhanden gekommen, aber jetzt horcht er doch wieder in die Nacht hinaus. Nichts regt sich, aber sie kann nicht fort sein, sie kann nicht so von ihm ge-

gangen sein, und wenn er sie gekränkt, so war es nur im Uebermaß der Liebe. Er horcht nach einem Schritt, nach dem Rauschen ihres Kleides – er hört nichts.

Er richtet sich empor, die Luft war heller geworden, ein leichter Morgenwind war aufgesprungen; er tut einige Schritte und sieht nach der Stelle, wo sie gesessen – sie war leer.

Da erfaßt ihn grimmige Verzweiflung; sie war gegangen, sie hatte getan, wie er es gewünscht, sie hatte ihn verlassen.

Wie konnte sie es – wie durfte sie es, sie war sein.

Aber hatte er sie nicht selbst fortgewiesen? Ach, er war ein erbärmlicher Schwächling, ein Elender! Er hatte das Weib, das ihn liebte, dem er selber mit seinem Herzblut anhing, gehen heißen, weil er sich nicht die Kraft zutraute, es zu schützen, es glücklich zu machen.

Elender, Elender, rief es in ihm, und wenn du hättest alles verlassen und Tag und Nacht für sie arbeiten müssen, du hättest sie nicht mehr aus deinen Armen lassen sollen.

Wild sprang er vorwärts, er wollte sie wieder haben.

Als er aber um den Felsen herum kam, sah er sie plötzlich vor sich stehen.

Ein Freudenruf kommt von seinen Lippen, aber wie er ihr nun in die großen Augen blickt, bleibt er zaghaft, wie gefesselt in scheuer Ehrfurcht.

Der erste Schimmer des Morgens lag auf ihrem schönen Gesicht und verklärte es wunderbar.

Sie sah blaß aber entschlossen aus, ihre Haltung war voll edler Würde, und die Augen wild und ernst. Sie blickten ihn so offen an und so tief.

„Arnold“, sagte sie, „ich mußte uns beiden Zeit lassen uns zu fassen. Do solltest mich nicht in einem Augenblick der ungestümen Leidenschaft gewinnen, und ich wollte dir nicht in einer Stunde angehören, wo alles in mir in Aufruhr war, alles Denken und Fühlen unklar und verworren.“

Sie senkte die Augen und ein feines Rot trat auf ihre Wangen.

„Arnold, ich habe nicht Vater und Mutter, die mich dir entgegenführen können, aber frei und bewußt gebe ich mich dir selbst, und ich sage es dir im Vollbewußtsein meiner Handlung, im Vollbewußtsein meiner Liebe, ich verlange nichts heißer und ich ersehne kein größeres Glück, als an deiner Seite zu bleiben, mit dir eins zu sein, mit dir alles zu teilen, Not und Bedrängnis, Kampf und Sieg. Willst du mich zu Weib, so bin ich dein mit Leib und Seele für alle Zeit!“

Er hatte die Hände gefaltet, anbetend stand er vor ihr und seine Brust hob sich unter dem Schauer der höchsten Wonne, die ein Menschenherz empfinden kann.

Dann schlug er mit einem schönen, ernstesten, heiligen Blick seinen Arm fest um den Leib seines Weibes.

Elfte Kapitel

Georg hatte an jenem Nachmittage der Peter-Paul Festes, nachdem ihn Arnold noch rechtzeitig von den gegen ihn geplanten Maßregeln unterrichtet, zugleich mit diesem Solenbad verlassen.

Über das Gebirge auf weiten Umwegen waren sie nach Amsee gegangen, und es war ein Uhr des Morgens, als sie an die Tür des alten Frieder geklopft hatten, wo Eva nach kurzer Verzögerung sie eingelassen.

Als es zu dämmern begann, verließen die beiden wieder das Haus.

Arnolds Aufforderung, mit ihm nach der Villa zu kommen, hatte Georg mit einem entschiedenen Nein beantwortet.

Er erriet, daß Elsa nicht zögern würde, sich dort einzufinden.

Er betrat das Haus seiner Mutter, verweilte daselbst aber nur kurze Zeit, dann ging er in das enge Tal hinein, den Waldbach entlang.

Als er die Schlucht erreicht hatte, stieg er aufwärts, dem Blassen entgegen.

Der Holzhauer Franzel hatte in dieser Bergwildnis sein Häusel aus rohen Stämmen gefügt.

Dorthin begab er sich, ohne indes den Holzhauer vorzufinden.

Er hatte mit Arnold die Verabredung getroffen, daß sie am frühen Morgen des nächsten Tages zusammenreffen sollten. Sie wollten über das Gebirge weiter gehen und die Grenze zu erreichen suchen.

Georg hatte indes am Montag Morgen, dem der verabredeten Zusammenkunft, den Freund vergeblich erwartet. War ihm ein Unfall begegnet, oder war es das Glück, das ihn dort unten festhielt?

Sepp, der schlaue und verlässliche Bursche, war am Abend zu ihm gekommen; er brachte ihm Brod und die Nachricht, er möge Arnold erst am nächsten Morgen erwarten.

Aber auch dieser brachte ihm nicht den Freund.

Nun wußte er, was ihn zurückhielt, und so selbstlos und verständig Georg war, und so wenig er sich jemals einer lächerlichen Illusion einer Hoffnung hingegen, er litt jetzt grausam und tief unter den

sich ihm aufdrängenden Vorstellungen und die Einsamkeit, in der er sich befand, steigerte sein Herzleid und seine Traurigkeit. Nichtsdestoweniger hielt er aus, und als ihn Sepp den Tag darauf einen Brief Arnolds brachte, worin ihm derselbe mitteilte, daß er morgen, also Donnerstag, des abends mit Elsa die Fußpartie übers Gebirge antreten werde und ihm den Punkt angab, wohin er ihnen entgegenkommen sollte, ließ er zurücksagen, er werde bestimmt an Ort und Stelle sein, um ihnen beiden als Führer zu dienen.

Er wollte ihnen noch diesen letzten Beweis seiner Ergebenheit und Treue geben.

Indes hatten die Vorfälle in Amsee und Solenbad die ländliche Bevölkerung sehr alterirt, und namentlich in den Dorfschaften am unteren Ende des Sees, wo das Land flacher wird und kleine Bauernwirtschaften sich befinden, hatte sich die allgemeine Stimmung sofort gegen jene Verdächtigen und polizeilich Verfolgten erklärt, und, voll Besorgnis um die eigene Existenz, begann man nun selbst gegen jene alle möglichen Beschuldigungen und Verdächtigungen aufzubringen.

Die Arbeiter des Salzbergwerks waren unter der übrigen ländlichen Bevölkerung von jeher als Freigeister und Demokraten verschrien gewesen, jezt hatte sich als sicher herausgestellt, daß die Leute verbotene

Bücher lasen, daß der Georg Hofer es war, der sie verbreitet, und ein Doktor, der sie geschrieben.

Die mehrfachen Entlassungen in der Saline belehrten wohl auch die Arbeiter selbst, daß mit dergleichen nicht zu spaßen sei, und die vorsorglichen unter ihnen, und besonders die alten, wiesen ihren Söhnen gegenüber, die es, wie sie fürchteten, auch mit der Aufklärung und den Bücherlesen hielten, auf Georg als auf ein abschreckendes Beispiel hin. Ihre ganze Abneigung aber wendete sich dem Doktor zu, den man ihnen als den Rädelsführer bezeichnete, und der Schuld war, daß ihre Vorgesetzten ihnen nun auffällig wurden.

Und hatte es ihnen ein Beamter denn nicht geradezu in's Gesicht gesagt: Wie, ihr untersteht euch, über eure Lage zu jammern, ihr verdient aber immer noch zu viel, ihr habt so viel Geld, daß ihr es für schlechte Bücher hinauswerft, wir werden euch weniger geben müssen?

Wie gewöhnlich war auch die Kanzel benützt worden, um solche Anschauungen zu festigen und zu verbreiten, und die Aengstlichkeit zu mehren.

Ein Jesuitenpater hatte sich in dem Kirchensprengel am unteren Ende des Sees eingefunden, er predigte und horte Beichte.

Die Leute hier waren sonst nicht für die Jesuiten eingenommen und setzten ihnen bedeutendes Mißtrauen entgegen, jezt aber lief man dem Pater zu, und fühlte sich in seiner Aufgeregtheit und Kleinmütigkeit dazu gedrängt, auch galt es, sich vor dem Verdacht, zu den Aufgeklärten zu gehören, sicher zu stellen.

Die Leute waren eben alle in äußerster Noth und wußten sich nicht zu raten und zu helfen. Sie waren seit Jahren durch andauernden Regen, welche Hochfluten und Ueberschwemmungen herbeiführten, aufs höchste bedrängt; sie erkannten darin den Zorn des Himmels und die strafende Hand, die schwer auf ihnen ruhte. Aber in ihre Niedergeschlagenheit und Verdrossenheit wollten die Leute auch nicht mehr daran gehen, den Schaden wieder gut zu machen, die Straßen und Dämme wieder herzustellen und die Brücken wieder auszubessern. Sie waren ja bereits so gut wie ruinirt, sie wollten ihre lezten Groschen nicht auf Dinge verwenden, die ein Wink des Höchsten abermals gefährden konnte.

Sie hatten gearbeitet, sich redlich bemüht, ja geschunden, es hatte ihnen nichts genützt, es ruhte kein Segen darauf.

War es nicht besser, so entschieden die Trägen und indolenten, sich zu demütigen, und durch Gaben und

Beten die Fürbitte derjenigen zu erflehen, die ihnen allein noch Hilfe verschaffen konnten?

Jetzt trat ein Ereignis hinzu, das alle diese Angst und Bedrängnis noch vermehrte und diese schwachen Köpfe vollends verwirrte.

Am Dienstag waren die Arbeiten bei dem Schieferbruch am Plattenberg plötzlich eingestellt und die Arbeiter entlassen worden.

Das betraf weniger die Gemeinde Amsee, als die am unteren Ende des Sees gelegenen Ortschaften, aus denen sich die Mehrzahl der Arbeiter des Schieferbruchs rekrutirt hatte. Das war ein neues Unglück und für die Zukunft ein folgenschweres, denn es hieß, der Tagbau würde für immer eingestellt bleiben. Das erschien nun den meisten als eine ungerechtfertigte Maßregel, als eine Hartherzigkeit.

So viele arme Leute sollten damit um den letzten Verdienst, um ihr letztes Stück Brod gebracht werden. Aber ihre Vorgesetzten wollten sie eben in irgend einer Weise bestrafen, so argumentirten sie, weil man gegen sie aufgebracht war, weil man auch sie verführt glaubte und von dem schlechten Geiste angesteckt.

So wurden auch hier die üblen Wirkungen wieder dem Einen in die Schuhe geschoben, den die Dummheit alsbald als die alleinige Ursache ihres Unglücks zu bezeichnen liebte.

Seinen Namen kannten nur wenige, in seiner Fremdartigkeit war er niemandem geläufig, allein die eigensinnige Erbitterung wußte sich zu helfen. Der Mann war ein Doktor, ein Bücherschreiber, folglich mußte er ein Jude sein; damit war für alle Antipatien, die sich jezt über ihn häuften, das rechte Wort gefunden.

In Amsee und in der Lahn hatten die Maßnahmen der Arbeitseinstellung ebenfalls die Gemüter erschreckt und zu noch weiteren, auch lokalen Besorgnissen Veranlassung gegeben. Der Plattenberg erhob sich ja gerade von der Lahn aus und war eine Abrutschung möglich, so mußte sie diesen Ort unmittelbar betreffen. Eine Kommission von Sachverständigen war bereits am Montag erschienen, um an dem, als gefährlich bezeichnetem Gestein des Plattenberges den Augenschein vorzunehmen. Die Herren fanden in der Tat den Schiefer stark zerklüftet, und in den oberen Partien angelangt, fand man auch hier und da Risse im Boden. Zu jenen Stellen, wo die Tannen schief standen, wagte die Kommission sich nicht mehr hin, aber sie verfügte, daß diese Bäume sämtlich gefällt werden müßten, denn sie übten einen zu starken Druck auf die gelockerten Gesteinsmassen darunter aus.

Hierauf stiegen die Herren so rasch wie möglich wieder herab.

Weder an der Bergwand noch an den übrigen Terrain waren Zeichen wahrgenommen worden, die auf eine allzunahe und allzugroße Gefahr schließen ließen, und so glaubte man mit der vorstehenden Maßregel und dem Verbot des Sprengens und der Weiterbearbeitung überhaupt alles Notwendige veranlaßt zu haben.

Am Donnerstag war abermals ein Bitttag angeordnet.

In der Kirche von Niederndorf predigte der Jesuitenpater Franziskus, und im Hinblick auf die neuen und drohenden Ereignisse war die Kirche überfüllt.

Der hohe asketisch aussehende Mann auf der Kanzel, von dem von der Seite eifallendes Licht der bemalten Bogenfenster gestreift, dessen Stimme so machtvoll tönte und dessen Worte so eindringlich und patetisch waren, übte einen starken und nachhaltigen Eindruck auf seine Zuhörer, den ihr guter alter Pfarrer, den sie seit zwanzig Jahren immer dasselbe mit derselben Stimme sagen hörten, bei ihnen nimmer erzielt hätte. Pater Franziskus pries die Armen im Geiste, denn ihrer sei das Himmelreich, er tadelte alle, die in vermessener Eitelkeit sich über jene setzen wollten, denn ihrer harre die Strafe.

Er belächelte die, die da lernen und immerdar lernen und können doch nimmer zur Erkenntnis der

Wahrheit kommen. Er warnte vor der falschen Lehre und der Verführung, die jetzt überall das Haupt erhebe. Aber die Guten dürfen diese nicht hören und ihrer nicht achten, sondern bleiben in dem, was ihnen bisher gelehrt worden sei, denn sie wissen von wem sie dies gelernt haben. Wenn sie aber dennoch auf jene hören und sich mit ihnen einlassen, so haben sie selbst ihr verderben besiegelt.

Und nun wies der Pater auf die schrecklichen Beispiele hin, wo Gott, um die sündige Menschheit zu strafen, all seine Schrecken auf sie losgelassen. Mit erhöhter Stimme, in lebhafter Schilderung und dramatischem Ausdruck sprach er von den Wasserfluten, die, bis auf den frommen Noa, alles hinweggetilgt, und er erzählte von Sodom und Gomorrha, wo Feuer vom Himmel gefallen, und er erinnerte schließlich an jene dunkle Prophezeiung, wo die Berge übereinanderstürzen werden am Tage des jüngsten Gerichts. Wahrlich, durch den Unglauben unserer Zeit wird dieses Ende beschleunigt werden.

Den frommen Zuhörern saß das Entsetzen im Herzen; war dieses Ende vielleicht schon ganz nahe? Aber zugleich mit dem tiefen Schreck regte sich doch auch wieder das Bewußtsein, daß sie das Böse ja niemals mit Absicht getan, und wenn ihre Kinder dem Unglauben zuneigten, für den sie alle bestraft werden

sollten, so waren sie dazu verführt worden, und im tiefsten Herzen suchten sie alle Schuld von sich ab und jenem zuzuwälzen, der allein dafür verantwortlich gemacht werden konnte, dem Doktor, dem Bücherschreiber, dem Juden.

An diesem Donnerstag Nachmittag saßen im Niederndorfer Wirtshause am unteren Ende des Sees einige Kleinbauern an dem großen Tisch unter der Linde beisammen.

Darunter der Gschwandtner und Menzel, der Fischer. Die Bauern saßen in Hemdärmeln, jeder hatte ein Glas Bier vor sich, und sie dikutirten laut und eifrig die Ereignisse, die alle Gemüter beschäftigten.

Aus dem Pfarrhause, das gerade gegenüber lag, trat ein großer Mann, mit rasirtem Kinn, es war der Kirchendiener. Er setzte sich zu ihnen und bestellte ein Glas Bier. Gleichzeitig kam auch ein Arbeiter den Weg vom See herauf, er war aus dem Orte und hatte im Schieferbruche gearbeitet. Er grüßte und wollte vorüber, sie aber riefen ihm zu und fragten ihn, was es Neues in Amsee gäbe. Der Gschwandtner wies ihm einen Platz am unteren Ende an und schob ihm sein Krügel hin, daß er daraus trinke.

„Na , Woferl, ist's denn wirklich wahr“, fragte er, „die Arbeiten im Schieferbruch bleiben also eingestellt, und die Wand schreit noch immer?“

„Ja“, sagte der Woflerl, „schreien tuts schon, aber die schreit schon lang, und deswegen hätten's die Arbeit doch nicht einstellen müssen. Aber natürlich, den Herren is alles eins, ob wir verhungern oder nicht; sie haben uns unsern Lohn auszahlt, und weiter kümmern sie sich nicht um uns.“

Die Bauern stimmten ein, und sie schimpften nun weidlich über die Kommission und über die gar so g'scheiten Herrn, die schier alles wissen möchten, aber der Jesuit habe Recht, es bringe kein Segen und die Zeiten würden immer schlechter.

Eine schnell daherrollende Equipage, die vor dem Pfarrhause hielt, unterbrach diese Auseinandersetzungen und lenkte ihre Aufmerksamkeit dahin.

Ein hochgewachsener Mann, das blasse Gesicht sorgfältig rasirt, den schwarzen Tuchrock bis an den Hals geschlossen, sprang heraus und überschritt die Schwelle.

Der Kutscher fuhr hierauf an das Wirtshaus heran und verlangte ein Glas Bier.

Der Wirt brachte es ihm rasch.

„Vom Grafen Falkenau, nicht wahr?“ fragte er in lächelnder Zuvorkommenheit, indem er den Hals der Pferde klopfte, „ich kenne die Pferde.“

Der Kutscher bejahte, nachdem er ein Glas geleert und ein zweites bestellt hatte.

„Das war gewiß auch ein geistlicher Herr, den Sie da in die Pfarrei gebracht haben?“ forschte der Wirt neugierig weiter, nachdem er ihm das zweite Glas emporgereicht.

„Einer vom Jesuitenorden war's,“ vesezte der Kut-scher mit einem pffiffig überlegenen Gesicht, „der Pater Cölestin.“ Dann ergriff er wieder die Zügel und fuhr davon.

Der Wirt kam zu seinen Gästen, um ihnen das soeben Gehörte mitzuteilen.

„So, ein Pater ist das,“ meinte der Fischer Menzel, „das hab ich nicht g'wußt, und ich hätt' ihn auch nimmer dafür g'halten.“

„Hast vielleicht schon mit ihm zu tun g'habt?“ fragten die anderen.

„Freilich, ich und er sind ja heut die ganze Nacht am See herumg'fahren.“

„Geh, ist's wahr, wegen was denn, habt's Fisch g'fangen.“

„Bewahr, die Gabel hab' ich zwar mitg'habt und das Licht auch, aber ich hab's nicht anzünden dürfen, und ich hab müssen ganz still dahinfahren, daß niemand uns hört.“

„Ah!“ riefen alle interessirt, „und was weiter?“

„Na, wir sind bis zur englischen Villa g'fahren, und wie wir dort hinkommen, hab' ich müssen dicht

gegen das Gebüsch hinfahren, und da sind wir halt auf der Lauer g'legen.“

„Wem habt's denn aufg'lauert?“

„Ja, das weiß ich nicht, und vielleicht hat er's selber nicht g'wußt. Ich hab' ihm g'sagt, Sie Herr, da ist niemand, schon seit einem Jahr ist alles verschlossen, weil der Herr, dem das g'hört hat, g'storben ist, und seine Tochter ist auch nicht mehr da. Er hat aber g'sagt, ich soll ruhig sein, und soll mich nicht rühren. Und er selber hat sich nicht g'rührt, aber g'horcht hat er, und wenn's im Laub g'raschelt hat, oder ein bisschen Geröll von oben herunter kommen ist, so ist er z'sammengefahren. Und einmal fasst' er mich bei der Hand; saperlot, ich hab' auch Muskeln, aber mit so einem Griff hab' ich noch keinen ang'fasst', und er fragt mich: hörst du's? Ich hab aber nicht gehört. Er aber fragt: das ist Gesang, ich aber sag: gar keine Spur, das ist der Wind, der saust immer so in der Nacht. Ich spüre aber wie seine Hand zittert, und darauf befiehlt er mir, ich soll ans Land fahren, damit er aussteigen könnt. Ich will ihm's ausreden. In der nacht ist's da gar g'fährlich, sag ich, und auf dem Fleckl ist's niemals geheuer g'wesen; aber seine Augen funkeln mich darauf so grimmig an, daß ich mich schier vor ihm g'fürcht hab, und so hab ich ihm seinen Willen tan. Er steigt aus und deut't mir, ich soll z'rückbleiben, aber wie er

sich wend't, seh ich etwas blizen in seiner Hand; ich möcht drauf schwören, daß es der Lauf einer Pistole war. Denk ich mir, das ist ein Selbstmörder, und schon will ich ihm nachgehen, aber dann sag ich mir, man muß ein' jedem seine Freud lassen, und besser ist's immer, er bringt sich selber um, als am Ende mich, denn der ist nicht recht bei Sinnen – na, ich hab' ja nicht g'wußt, daß das ein Pater ist.“ fügte Menzel entschuldigend hinzu, als der Kirchendiener ihm einen Blick der Zurechtweisung zugeworfen.

„Und hat er geschossen?“ fragten seine Hörer um ihn herum.

„Ich hab' nichts gehört. Ewig lang ist er mir ausgeblieben, so daß ich eine Riesenangst kriegt hab', aber endlich kommt er daher, steigt ein, ohne ein Wort zu sagen, und deut't mir nur, ich soll wieder zurückfahren. Ich hab mir das nicht zweimal sagen lassen, ich war froh, als wir wieder da waren. Beim Aussteigen aber sag ich, na Herr, ich hab's Ihnen ja g'sagt, dort ist niemand, und Sie haben auch niemanden finden können. Nein, sagt er, aber seine Stimm hat keinen Ton g'habt, und wie er mir jezt das Fahrgeld in die Hand druckt, fahr ich zurück, denn seine Hand war kalt wie von einem Toten.“

„Na, jezt hast ihn aber frisch und lebendig wiederg'sehen,“ lachten alle, und der Gschwandtner

fügte kopfschüttelnd hinzu: „Was er nur dort g’sucht haben muß in der Nacht , denn dorthin traut sich doch keiner, und wenn er was singen g’hört hat, so muß das Gott weis was g’wesen sein.“

„Eine Einbildung ist’s g’wesen, nix anderes,“ versicherte Menzel.

Jetzt aber fuhr der Arbeiter Woferl mit einer abwinkenden Geberde dazwischen.

„Das war keine Einbildung, na, schon g’wiß nicht, und der Herr Pater hat einen ganz richtigen Spurius g’habt.“

„Was weißt denn du davon?“ riefen alle wie aus einem Mund. Der Arbeiter lächelte.

„Na, ich komm ja grad von Amsee, bin ja grad vorhin an der englischen Villa vorüber g’fahen, und wenn der Herr gestern dort singen g’hört hat, so hab ich heut wieder dort lachen g’hört, und wie ich näher hinschau, hab ich gleich g’sehen, daß die Villa jezt wieder bewohnt ist. Die Fenster sind offen g’sstanden, und auch die Tür, die auf den Balkon herausgeht, und wie ich mich darüber verwunder , kommt die Blonde, die englische Fräul’n selber aus der Tür, und sie ist’s die lacht, und bis in die Brüstung tritt sie vor, und schaut über den See nach Amsee, als ob sie jemand erwarten tät. Ich fahr vorüber, aber eh ich rechts in die Einbiegung komm, wend ich mich noch einmal nach

ihr um, und da seh ich, daß jezt ein Mann neben ihr steht, ein junger Kerl, und er nimmt sie ganz ungenirt um die Mitte und führt sie wieder hinein.“

Der Kirchendiener, der bisher gravitatisch da gesessen, seine Würde eingedenk, schnellte in die Höhe.

„Das war er!“ rief er, und seine kleinen Augen blitzten auf in plözlichem Eifer.

„Wer?“ fragten alle.

„Der Rädelsführer, den die Polizei überall sucht, wißt ihr, der, der die verbotenen Bücher geschrieben hat, der – wie heißt er nur, der -“

„Der Jud,“ riefen alle.

„Richtig, der Jud,“ bestätigte der Kirchendiener mit einem Grinsen, „und wo sollte der Jud auch ander stecken als bei der Heidin?“

„Es ist schon möglich.“

„Es ist ganz sicher, und der Herr Graf hat schon gestern die richtige Spur gehabt.“

„Was für ein Graf?“

„Habt ihr nicht vorhin seinen Kutscher und seine Pferde g’sehen? Nun also, derselbige Graf, der Falkenau.“

„Der Falkenau!“ wiederholten alle, als hätte dieser Hinweis sie alle mit seiner Perönlichkeit vollkommen vertraut gemacht.

„Er ist gestern zu unserm hochwürdigen Herrn kommen, ich hab' ihn selbst hinaufg'führt, und weil ich grad im Vorzimmer noch zu tun g'habt hab -“

„So hast bei der Tür g'horcht.“

„Nur zufällig, aber zum Glück hab ich da g'hört, wie der Herr Graf von Fräulein Marr als von seiner Nichte gesprochen hat, und daß diese seit Sonntag früh plötzlich verschwunden sei, sie hätte geschrieben, sie sei nach Wien, aber der Graf hat sie auch dort nicht auffinden können, und da ist er herkommen nachfragen, ob sie ihre Villa bezogen, und ob sie in der Gegend vielleicht gesehen worden ist. Unser Herr Pfarrer hat hierauf mit dem Grafen gleich selbst nach der Villa fahren wollen, ich hab sie hingerudert, aber damals war alles noch zu und verschlossen, wir haben nirgends hinein können. Aber der Herr Graf hat immer von ihrem Verführer gesprochen, und das war wieder der Doktor, der Jud, und darum mein ich, wenn man jetzt weiß, wo der Schändliche steckt, so wär's nur Pflicht und Schuldigkeit, wenn man den dort Kerl abfangen tät, und außerdem könnt man sich noch ein schönes Stück Geld dabei verdienen.“

Die Leute schlugen auf den Tisch und rabiät und aufgeregt erhoben sie sich unter tumultuarischem Geschrei.

„Den müssen wir haben.“ –

„Der soll uns ja nicht mehr auskommen.“ –
„Haha, den erwischen wir, wie den Hasen beim Kohl.“

„Er ist Schuld an unserem Unglück.“

„Freilich, wegen seinen Büchern sind die Hausuntersuchungen ergangen.“

„Und darauf die Entlassungen.“

„Und seitdem sind uns alle so aufsässig.“

„Der Schuft, er hat so viele brave Leute ums Brod gebracht.“

„Fort mit dem Juden!“

„Der soll uns kennen lernen, ich nehm' gleich den Strick mit, daß wir ihn binden können.“

Im Handumdrehen waren alle, die eben noch in Gemütlichkeit beisammen saßen, von Wut erfaßt und kampfbereit, um sich auf den Einen zu stürzen und ihre ganze Erbitterung über seinem Haupte zu entladen.

Der Kirchendiener war indes schon von ihnen fort in die Pfarrei geeilt. Er stürzte in das Zimmer, in dem der Pfarrer mit den beiden Jesuitenpaters Franziskus und Cölestin saßen, und ohne sich mit Entschuldigungen aufzuhalten, rapportirte er das soeben Entdeckte.

Es wirkte hier nicht minder sensationell.

In Pater Franziskus loderte der ganze fanatische Haß empor, und voll Empörung und fast herrlich rief

er dem Pfarrer zu, daß hier, wenn man des Uebeltäters habhaft werden wolle, kein Augenblick zu verlieren sei.

Der mildherzige alte Pfarrer stimmte zu, er konnte nicht anders. Der Angeklagte hatte sich gegen die weltliche Obrigkeit vergangen und gegen eine höhere, sittliche, er war der Verführer eines jungen Mädchens.

„Wir werden uns also dahin begeben und nachsehen,“ sagte der Pfarrer.

„Der halbe Ort geht mit Ihnen, Hochwürden,“ rief der Kirchendiener; „die Bauern sind wild und aufgebracht, sie selber wollen den Kerl einfangen.“

„Wir werden sie führen!“ rief der Pater Franziskus.

Auch Cölestin war bei dieser jähren Nachricht aufgesprungen.

Seine Vermutung, die er in diesen Tagen gleich einer verzehrenden Qual in sich getragen, bestätigte sich also; die beiden haben sich vereinigt, sie war sein geworden.

Er hatte sich an die Wand gelehnt, um nicht zu sinken. Seine Zähne schlugen aneinander, aber sein Mund blieb geschlossen.

Kein Ausruf der Wut und keine Klage kam über diese blassen zitternden Lippen, kein Wort der Erlösung – er durfte sich nicht verraten, er mußte den Jammer allein tragen.

Aber er ertrug ihn nicht, er brach zusammen unter ihm. Doch zu einem wollte er noch die Kraft haben, er wollte hin, er wollte das Schreckliche mit seinen Augen in sich aufnehmen, um es zu begreifen, und wenn es ihm dann zur furchtbaren Gewißheit geworden war, dann – er dachte es nicht aus, aber instinktiv griff er nach dem Gewande, das eine Waffe barg, er fühlte nur, daß er das namenlose Elend, das ihm geworden, zu rächen habe.

Zwölftes Kapitel.

Die Griechen haben in ihrem schönen Mytos aus der Vereinigung von Amor und Psyche die Freude geboren werden lassen.

Wie dort so hatte sich auch hier mit der Verbindung Elsas und Arnolds das höchste Gesez, die wahre Einheit von Natur und Geist vollzogen, und eine gesunde Sinnlichkeit vereinte sich bei ihnen mit dem entzückenden Bewußtsein von dem Inhalt und Wert des andern.

Auch dieser Verbindung war die Freude entsprossen, die ihnen alles verschönte, die sie selbst verklärte. Ihr Blick, ihr Kuß, ihr Denken und ihr Wort atmete Freude.

So genossen sie in diesen Tagen, die sie zusammen hier verlebten, die wahre Realität des Sein und in ihren Herzen war eine solche Summe von Glück aufgespeichert, daß sie verschwenderisch damit die Zukunft schmückten. Sie lachten der Sorge und all der Feindseligkeit, die sie umgab.

Was konnte ihnen geschehen, was konnte man ihnen anhaben!

Sie hatten ja sich und das allumfassende Prinzip, Leben und Lieben war ihnen gesichert.

Sie fühlten sich gesund, stark und gerüstet, um gemeinsam in den Kampf des Lebens einzutreten. Man konnte sie trennen für kurze Zeit, sie blieben geeint für immer.

Sie sagten sich das nicht, aber sie wußten es. Der Streiter und Politiker war in Arnold in diesen Tagen nicht zu Wort gekommen, nur der leidenschaftlich Liebende, der künstlerisch Empfindende, der, somit alle Wonnen sich noch erhöhende, beseligte Mensch. Der vierte Tag ihres gemeinsamen Aufenthaltes neigte sich zu Ende.

Sie waren in dieser Zeit fast immer auf dem Berg geblieben, hoch oben am Sarstein in köstlicher Einsamkeit.

Die Nächte waren lind und lau gewesen, die Sterne funkelten in ihrem hellsten Glanze, und die Tage waren wolkenlos schön.

In diesem reinen, sonnigen Aeter konnte die volle Brust frei atmen, sich ausströmen in lautem lachenden Jubel. Ihre Seligkeit war ja viel zu groß, zu weit, zu lieblich, um sie in das verschlossene Haus zu tragen und in vier Wände zu schließen.

Hier oben konnten sie sich eins fühlen mit allem Lieben und Leben in der Natur; und sie grüßten die Gräser, deren zarte Halme im Winde sich gegeneinander neigten, und ergötzten sich an der herrlichen Alpenflora, deren Blumen weite Flächen bedeckten, und durch ihr Aroma und ihre Farbenpracht ein Heer von Schmetterlingen lockten. Und sie grüßten den Sonnenstrahl, der all die bunte Pracht vergoldete, und sie lächelten dem huschenden Wolkenschatten zu, der auf Augenblicke das Licht verdrängte, um es nur desto heller wieder aufleuchten zu lassen. Und mit den Vögeln fangen und jubilirten sie in die Luft hinaus, und scherzten und kosten wie diese.

Des Abends, halb nach der Dämmerung, kamen sie dann gewöhnlich gegen den See herab, und hier erwartete sie Eva, die Lebensmittel brachte und ihren Verkehr mit Georg und Gerta vermittelte. Gerta hatte geschrieben, daß sie am Donnerstagabend von Wien

hier eintreffen werde. Eine ansehnliche Summe war flüssig gemacht worden, und sie überbrachte das Geld und die Dokumente, deren Elsa bedurfte.

Die jungen Gatten wollten noch an diesem Abend ihre Reise antreten. Sie wollten in der Schweiz eine bürgerliche Ehe eingehen, welche vor dem Gesez alle Gültigkeit hat.

Auch Valentin wurde erwartet. Gerta war beauftragt, ihm das versprochene kleine Kapital einzuhändigen; er sollte dann von seiner Eva Abschied nehmen für lange Zeit.

Arnold und Eva befanden sich jezt in der Villa; sie hatten ihre lezten Vorbereitungen für ihre Gebirgstour zu treffen.

In dem großen Mittelzimmer waren die lang geschlossenen Fenster geöffnet worden, um der Luft und dem Licht wieder freien Zutritt zu gewähren.

Gerta sollte mit der Familie Frieder hier ihren dauernden Aufenthalt nehmen; die Villa durfte wieder als bewohnt angesehen werden. Der Abreise so nahe und durch ihr Glück in übermütige Verwegenheit versetzt, war Elas einmal auf den Balkon hinausgetreten, um nachzusehen, ob das Boot, das ihre gute alte Gerta bringen sollte, nicht schon unterwegs sei, und dies war der Moment gewesen, wo der Arbeiter Woflerl sie bemerkt hatte.

Jetzt war die Sonne im Begriff, hinter den Bergen hinabzusinken; Frau Gerta war noch nicht eingetroffen, aber sie konnte nicht länger zögern. Der Aufregung und Ungeduld Elsas gegenüber schien es indes, als zögerte sie schon zu lange. Elsa stand vor dem Spiegel, sie hielt ein weiches Filzkäppchen in der Hand, das sie in der Mädchenzeit getragen, und das sie nun hervorgesucht, weil sie es für die Reise als passend erachtete. Arnold nahm es ihr scherzend aus der Hand und setzte es ihr auf, aber viel zu schief, wie sie lachend versicherte.

„Weil du nicht einen Augenblick ruhig hältst,“ sagte er, indem er von rückwärts den blonden Kopf an seine Brust zog; er kannte nur das eine Mittel, unter dem dieser sich stille verhielt, und er wendete es an.

Aber sie machte sich in nervöser Unruhe bald wieder von ihm los.

„Ich kann es nicht erwarten, Arnold, bis wir den See, bis wir diese Berge hinter uns haben!“

„Undankbare, waren wir nicht hier so glücklich?“ Sie sah ihn still und selig in die Augen.

„Nehmen wir denn unser Glück nicht mit? Ach, ich werde jubeln, sobald die Schweizer Berge in unseren Gesichtskreis treten; wären wir nur schon dort, Liebster, hätte ich dich nur schon in Sicherheit!“

Er schüttelte den Kopf, scherzhaft verzweifelnd.
„So darf meine mutige Frau nicht sprechen.“

„O, ich bin auf alles gefaßt, Arno, und du wirst mich immer stark finden, glaube es mir.“

Sie sagte es innig, mit plötzlichem Ernst. Seine Augen hafteten auf ihren Zügen, die ihr mutiger Ausdruck noch verschönte, mit einem Blick unendlicher Weichheit, unendlicher Zärtlichkeit.

Ahnte er, daß sein Weib dieses Mutes gar sehr bedürfen würde? Wie ein leiser Schmerz durchbebte es ihn, aber es ging vorüber; er gehörte wieder ganz der Gegenwart, der unmittelbaren, mit ihren Wonnen, mit ihrer das ganze Sein ihm erfüllenden Seligkeit. Und es war in ihm ein Schwelgen, ein Sichversenken in Glück, ein Sichdaransättigen, das ihm jede Fiber durchdrang. In all ihrer Schöne und Geistigkeit vermochte er die Geliebte zu erfassen, und er hatte ihr wahres Wesen in seinen Augen, in seinen Händen, und vermochte die einen und die anderen, so schien es, nicht mehr von ihr loszulösen.

Als sie sich jetzt wendete und nach einer Handtasche langte, die an einem Riemen hing, folgte er jeder ihrer Bewegungen und er legte jetzt selbst den Riemen ihr über Schulter und Brust, mit aller Sorgfalt darauf achtend, daß er sie nicht drücke.

Sie duldete es ein wenig verschämt, in keuscher Haltung.

„Soll ich den Plaid über den Arm werfen?“ fragte sie dann.

„Bewahre, dergleichen hindert, das können wir nicht brauchen.“

„Wenn es aber des Nachts kühl wird?“

„Kühl, in meinen Armen?“

„Und wenn es regnet?“ entgegnete sie in schelmischer Opposition.

„Dann will ich dich schon hüllen; du mußt die Arme frei behalten.“

„Warum?“

„Weißt du es nicht?“

Aber sie wußte es, und sie flog ihm an den Hals und umschlang ihn mit beiden Armen.

In die selige Stille, die nun folgte, drang von außen das Geräusch von Ruderschlägen. Beide fuhren in die Höhe.

„Sie sind's, sie kommen!“

Es war ein Ruf der Freude, der Befriedigung, und Elsa, voll rascher Lebendigkeit, sprang gegen den Balkon hinaus, um nachzusehen.

In der Tat, ein Boot kam von Amsee herüber, es war dem Ufer schon ziemlich nahe. Sie erkannte Gerta und Eva und den kleinen Sepp, der das Ruder führte.

„Willkommen, willkommen!“ rief sie laut und jubelnd winkte sie ihnen zu, mit beiden Armen. Auch die im Boot befindlichen grüßten gegen sie herauf.

In demselben Augenblick näherten sich, von der anderen Seite des Sees kommend eine Anzahl Kähne. Sie hatten sich dicht am Ufer gehalten, die Einbuchtung verbarg sie noch, aber der mehrfache Schlag ihrer Ruder wurde vernehmbar. Elsa hörte es nicht. Ganz eilfertig, ganz Freude, war sie in das Gemach zurückgetreten und rief nun Arnold zu, sich zu beeilen.

„Komm,“ rief sie, „komm, laß und keinen Augenblick mehr zögern, wir fahren gleich hinüber.“ Sie nahm ihn bei der Hand, sie riß ihn mit sich fort. Sie eilten über die Stiege und traten aus der Tür des Hauses. Sich an den Händen haltend, liefen sie über den Wiesengrund dem Ufer entgegen.

Ein wirres und wildes Durcheinanderrufen mehrerer Männerstimmen traf ihr Ohr. Ueberrascht blieben sie stehen, fast versteinert, aber da sahen sie auch schon die Kähne heranschießen, mit den darauf befindlichen Leuten, die jetzt auch ihrerseits die beiden erblickt hatten. Sie brachen in ein lautes tobendes Halloh aus, in einen Ruf, so wild und bestialisch gleich dem, mit dem man den Fuchs aufstört, dem man nachsetzt und der nun umstellt ist, und gleichsam herausgefordert wird zum Widerstand, um so die Lust

seiner Verfolger zu erhöhen und ihre gemeine Feigheit zu maskiren.

Und all die Männer schreien in lauten und zornig rauhen Tönen durcheinander, gerieten auch mit einander in Streit, weil sie alle gleichzeitig anlegen wollten, weil jeder der erste sein wollte, ans Land zu kommen.

„Geh ins Haus zurück, Elsa,“ gebot Arnold, sein Weib mit zärtlicher Gewalt von sich drängend, „schließ dich dort ein; ich will erfahren, was diese Leute wollen, aber du hinderst mich in der Bewegung.“

Sie aber warf sich an seinen Hals.

„Laß mich bei dir,“ flüsterte sie in bebender Bitte.

Mehrere Bauern und Arbeiter mit roten erhitzten Gesichtern, mit Stöcken bewaffnet, waren aus den Booten gesprungen, in drohender Haltung stürzten sie herbei, ihnen allen voran Pater Cölestin.

Seine Augen starrten wild, sein Gesicht war wie in Wahnsinn verzerrt.

Er hatte das Schreckliche mit angesehen; das Weib, das er mit der glühendsten Sinnlichkeit liebte, in den Armen eines anderen Mannes getroffen, die mit Gattenzärtlichkeit schützend sich um ihren Leib legten. Alle Qual, die ein Menschenherz grimmig anfällt, alle Martern der Seele brachte ihm dieser Anblick.

Er bedeutete Vernichtung für ihn selbst, Vernichtung auch für diese anderen.

Ein Schrei entringt sich seiner Brust, als wäre sein Herz geborsten, dann wühlen die bleichen zitternden Hände die Waffe hervor, die er dort geborgen hat.

Die Männer kommen an ihm vorbei, in tosendem Ungestüm, die Stöcke geschwungen, stellen sie sich Arnold entgegen, der in Notwehr sich befindend, den Lauf seiner Pistole ihnen entgegen hält.

Aber Cölestin stößt die Andrängenden zurück, und wieder ist er der erste, und Aug in Aug steht er jezt dem Gehaßten gegenüber, und – ihr - - -

Da – ein donnerndes Rollen, ein Druck und Fall, eine Erschütterung, die sich momentan ihren Nerven mitteilt, mit elektrischem Stoß sie durchfährt und ihre Körper wirft. Ein dumpfes Getöse poltert nach, Grauen erweckend, unbegreiflich.

Ein Schrei entringt sich all diesen Kehlen, dann sehen sie, die leichenfahlen Gesichter dem See entgegengewendet, wie eingewurzelt, regungslos und jede Brust ermangelte des Atems.

Hie war ein Schreckliches geschehen, ein Etwas, das mit ihrer Erfahrung nicht zusammenstimmt. Das Echo war verklungen, man hörte nichts mehr. Aber eine schwarzgraue Staubwolke schwebte einem dichten Schleier gleich über den See herüber. Sie führte einen bituminösen Geruch mit sich, wie von zerriebenem Gestein.

„Der Berg – der Berg –“ kam es jetzt tonlos, in gequetschten unartikulierten Lauten von den zitternden Lippen der Männer. Ihre Augen starren nach dem jenseitigen Ufer, ihre Arme breiten sich aus, als wollten ihre Sinne den Raum überbrückend, hinüber reichen, um zu schauen, zu fühlen und helfend einzugreifen.

„Das trifft die Lahn,“ hatte Arnold gerufen.

„Die Lahn!“ tönte es ihm nach und, als hätte das Wort ihre Glieder gelöst, liefen die Männer einander stoßend und drängend, reglos in wirrem Durcheinander dem Ufer zu.

„Das ist beim Schieferbruch,“ stammelte Cölestin, dem die Pistole entsunken war, und der, wie aus einer Betäubung erwachend, nun gleichfalls den Kähnen entgegenstürzte.

„Gott erbarme dich ihrer!“ betete laut der Pfarrer und Pater Franziskus, die beide noch in den Kähnen geblieben waren und nun flehend die Hände zum Himmel hoben.

In dem Augenblick landete der Kahn, der von Amsee herüber gekommen war.

Der Wind, der sich erhoben, hatte ihn daher getrieben, und Sepp hatte endlich die Kraft gefunden, ihn gegen die Landungsstelle zu lenken.

Die Weiber saßen stumm und händeringend darin, jetzt erhoben sie sich wankend und leichenblaß bis in die Lippen.

Alles streckte ihnen die Hände entgegen, auch Arnold, sein Weib am Arme, kam herzu, um Gerta in Empfang zu nehmen.

„Helft, rettet!“ rief Eva, die zuerst die Sprache wiedergefunden, „der Berg – habt ihrs gesehen – abgestürzt – eine große, große Masse – gegen die Lahn – mein Vater!“

Sie fiel halb ohnmächtig Elsa in die Arme.

„Gegen die Lahn – verschüttet, verschüttet – die Armen – mein Gott, mein Gott!“ So schrieen und jammerten in verzweiflungsvollen Tönen und händeringend alle durcheinander.

„Wir müssen hinüber!“ rief Cölestin jetzt mit Mannesstimme.

„Sofort,“ bestätigte Arnold, ebenso kräftig, „und was Menschen vermögen, das soll geschehen.“

„Das soll geschehen, ja, ja, wir bringen ihnen Hilfe.“ riefen alle gleichzeitig, und die Männer sprangen in die Kähne, und voll Kraft, in peinigend bebenden Mitgefühl suchten ihre zitternden Hände sie loszumachen, während andere die Ruderstangen erfaßten.

Keiner von ihnen, kein einziger gedachte mehr der Veranlassung, die sie hierhergeführt, und Elsa und

Arnold erinnerten sich nicht mehr der Gefahr, in der sie soeben noch geschwebt hatten. Hinweggetilgt war jeder persönliche Groll und jede Empfindung von Gehässigkeit vor diesem großen Unglück, das ihre Mitmenschen getroffen, vor diesem Allgemeinen Leid, das ihr Mitgefühl bis auf den Grund des Herzens erregte.

Ein Sinn und ein Gedanke beherrschte sie, ein Gefühl erregte ihre Nerven und zwang sie zu gemeinsamem Handeln.

Hier offenbarte sich wieder der Urinstinkt der Menschheit, das natürliche Gesez, das als Bewußtsein der Gattung auftritt.

Und dieses große soziale Gefühl der Zusammengehörigkeit aller, der Solidarität, trat auch hier, diesem allgemeinen Schmerz gegenüber, in sein erhaltendes, erhebendes und ewiges Recht.

„Nur schnell, schnell; vorwärts, vorwärts!“ erscholl es in ungeduldigem Drängen rundum, in fiebernder Eilfertigkeit.

Arnold hatte sein Weib an sich gedrückt, es geküßt und war dann mit den anderen gegangen. Es galt kein Besinnen, kein Bedenken. –

Man hatte sich in den Kähnen verteilt; Arnold und Cölestin waren in dasselbe Fahrzeug gesprungen, und die Hände des jungen Priesters, die soeben noch in mörderischer Absicht sich gegen den erhoben, der

ihm sein Glück für immer geraubt, begegneten jetzt den seinen beim Abstoßen des Kahns, ohne zurückzuschauern.

Die Frauen standen am Ufer.

„Nimm mich mit, Arnold,“ flehte Elsa mit gefalteten Händen.

Auch Eva bat sie mitzunehmen.

Man antwortete ihnen nicht, die Männer arbeiteten mit aller Kraft um vorwärts zu kommen und von den starken Armen getrieben schwammen die Boote in den See hinaus, dem Orte entgegen, dem sie die Hilfe bringen wollten.

Die alte Gerta hatte Eva, die in lautes Weinen ausbrach, beschwichtigend an sich gezogen und führte sie ins Haus, Sepp, der die Taschen und einen Handkoffer aufgeladen, folgte ihnen dahin.

Elsa blieb unbeweglich am Ufer und sah den Booten nach, die immer kleiner erschienen und dem bedrohten Orte immer näher kamen. Ihr Herz war schwer zum Zerspringen, ihre Lippen zuckten und große heiße Tränen liefen ihre blassen Wangen hinab.

Warum hatte er sie nicht mitgenommen, wie hatte er sie nur von sich weisen können! Erscheint denn die Frau auch dem Manne, der sie liebt, als eine Ueberschüssige, wo es gilt mutig zu sein und tatbereit? Haben wir nicht auch Arme zu helfen, zu retten und

anderen beizustehen? Ist nicht in unserem Herzen ein Born von Liebe? Ihr dünkt, als erständen ihr Riesenkräfte, als könne sie alles tun und wagen, sobald sie nur wieder an seiner Seite stünde, als gäbe es da für sie nicht Tod und Verderben. Aber hier in Untätigkeit und Qual verharren, in der furchtbaren, verzehrenden Angst um den Geliebten - ! – O, wenn sie es doch wüßten, die Männer, zu was sie uns verdammen, in ihrer zärtlichen Sorge um uns – es ist schlimmer als Tod, denn es ist verlängerte, sich fortspinnende Todesqual!

Die Boote waren gelandet – sie sieht sie nicht mehr. Ihr Geliebter war dort, wo ihm in jedem Augenblick Verderben drohte – sie konnte nicht hier bleiben, es war unmöglich. Sie konnte nicht leben ohne ihn, sie wollte es nicht. Aber sie hatten alle Fahrzeuge mitgenommen, auch das von Eva. Da erinnerte sie sich des Bootes, das sie vor vier Tagen hierher gebracht, es mußte sich noch in der Schiffshütte befinden.

Sie eilte dahin, sie fand es und machte es los. Sich keinen Augenblick besinnend, brachte sie es heraus, trieb es vorwärts, und mit tatkräftigen Ruderschlägen den See schräg durchschiffend, nahm sie die Richtung der Lahn entgegen.

Das Landen wurde ihr nicht leicht.

Der gewöhnliche Landungsplatz war überfüllt mit Kähnen, sie mußte versuchen seitwärts anzulegen. Hier aber schoß der Waldbach mit rasender Gewalt zwischen den engen Dämmen in den See hinaus. Durch die letzten Regengüsse hoch angeschwollen, kam sein Niveau fast dem des Dammes gleich, und in seinem tosend jähem Fall führte er Steine mit sich, die er vor sich her schleuderte und weit hinaus in den See.

Der Wirbel, der hierdurch im Wasser erzeugt ward, drehte ihr das Schiff immer wieder herum. Ihrer Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit gelang es endlich doch, dasselbe hinüber zu bringen, und sie landete links vom Waldbach.

Sie lief den Strand hinauf und sah sich um. Nichts Ungewöhnliches zeigte sich hier ihrem Blick.

Hübsch und friedlich, wie immer, lag die kleine Ortschaft, eingebettet zwischen den hohen Wänden des Salz- und Plattenberges, der erstere von dem hohen Blassen noch überragt. Aber Elsas Augen wandten sich zagend den Plattenberg zu, der ihr zur Linken sich erhob, und forschend suchte sie hier die Abbruchstelle. Sie war im Schatten und nichts davon zu merken. Der Berg zeigte die gewöhnliche Form, und er sah so fest und unzerstörbar aus in seiner kompakten Masse und Gewaltigkeit.

Die Sonne war hinter dem Salzberg längst hinabgesunken, aber jetzt leuchtete die Kuppe des Plattenberges und die ganze Kette der sich daran schließenden Bergespitzen plötzlich auf in einem zarten Rot. Und immer höher und intensiver wurde das Glühen; ein überaus schöner und erhebender Anblick, ganz geeignet, Frieden und Beruhigung zu bringen in ein verstörtes Gemüt.

Elsa atmete auf.

Es konnte doch nur ein kleines Stück des Berges sich abgelöst, das Abrutschungsgebiet war begrenzt, und wenn auch einige Hütten zerstört worden, Menschenleben waren vielleicht nicht zu beklagen.

Sie lief weiter ins Tal hinein.

Aber da kamen ihr auch schon Weiber und Kinder entgegen; sie rannten hierhin und dorthin, planlos und ohne Besinnung wie es schien. Händeringend kam hier ein altes Mütterchen aus dem Hause, und nachdem sie nach dem Berge gesehen, lief, sie in eine andere Hütte wieder hinein.

Je weiter Elsa kam, um so deutlicher zeigte sich ihr die allgemeine Bestürzung und Verwirrung. Schreiend riefen die Leute einander Befehle zu, erteilten Aufträge und Warnungen, die nicht gehört wurden, dazu die heulenden Kinder und blökenden Heerden, die eben-

falls erschreckt, sich nicht zusammenhalten ließen und dem See entgegenjagten.

Mütter setzten ihre Kleinen auf den Boden und stürzten noch einmal zurück, ein Stück Bettzeug zu holen oder ein altes Möbel, das sie nur mühsam zu schleppen vermochten, und das sie nun nebst dem Kinde sich aufzuladen suchten.

„Laßt das Zeug zurück,“ rief ihnen Elsa zu, „flüchtet mit den Kindern, bringt sie zuerst in Sicherheit, sie taugen hier nichts.“

Sie selbst lief immer vorwärts, und als sie jetzt hinter einer Gruppe von Häuschen und Gebüsch hervortrat, hatte sie den freien Ausblick in das Tal und vermochte das Absturzgebiet vollständig zu übersehen.

Die Abgestürzten Gesteinsmassen lagen gehäuft am Fuße des Plattenberges, eine Art Terrasse bildend. Nur einzelne Trümmerhaufen waren weithin ins Tal geflogen und hatten hier im Verein mit dem Wind und Luftdruck, den der Fall erzeugt und der seiner Wirkung voranging, die Schiefermagazine zerstört und eine Anzahl der zunächst stehenden Häuschen erfaßt und demolirt.

In Trümmern standen sie da, gänzlich verschoben und zerschlagen, die Wände zusammengebrochen, die

Dächer herabgerissen und weithin geschleudert; einzelne Balken und Sparren ragten in die Luft hinaus.

Hier gab es Verschüttete, Verwundete und Tote. Hier hatten sich die helfenden Männer, darunter viele von Amsee, zusammengefunden, um die Begrabenen zu befreien, die Verwundeten hinwegzutragen, die Toten zu bergen.

Man arbeitete mit Schaufeln und Beilen, die meisten nur mit den Händen. Von allen Seiten glaubte man ein Stöhnen und Jammern zu hören oder doch ein Wimmern. Es war vielleicht nur das Weinen des eigenen Herzens.

Der alte Frieder und sein blödes Kind, der kleine August, waren tot. Beide hatten in ihrer körperlichen und geistigen Hinfälligkeit die Katastrophe über sich ergehen lassen, ohne eine Bewegung zu ihrer Rettung zu machen. Das hinfällige Haus war über ihnen zusammengebrochen. Soeben hatte man sie als Leichen hervorgeholt. Jetzt brachte man aus einem Hause, das in der Nähe des Waldbaches halb umgestürzt lag, ein junges Weib, eine Wöchnerin. Sie war fast unbeschädigt unter den Trümmern hervorgezogen worden, aber sie wollte sich nicht fortbringen lassen, sie schrie nach ihrem Kinde, das in seiner Wiege neben ihr gelegen. Diese war bereits zutage gefördert, aber das Kind,

das aus derselben herausgeschleudert worden, befand sich noch unter den Trümmern.

Elsa beachtete kaum diese Vorgänge, ihre Augen irrten umher, sie suchten unter dieser Anzahl von Männern, die in Gruppen hier Hilfe schafften und mit Anspannung aller Kräfte dem Rettungswerk oblagen, den Einen, nur den Einen.

Jetzt erblickt sie ihn. Er steht aufrecht auf den Trümmern des Hauses, so über seine Umgebung emporragend. Er gibt einigen Männern Befehle, die nun mit Spaten und Haue weitergraben. Er selbst, über und über mit Schutt und Holzspähnen bedeckt, beginnt mit einem kurzen Werkzeug, mehr mit den Händen arbeitend, eine hölzerne Wand auseinanderzureißen, um das Darunterbefindliche hervorzuholen.

Elsa sind diese Details entzogen, sie ist wohl einige hundert Schritte von ihm entfernt, aber ihr scharfes Auge erkennt ihn deutlich. Sie bleibt stehen und im Gefühl ihrer Angstbefreiung faltet sie die Hände. Welches Göück, welche Beruhigung war es doch, ihn nur zu sehen, sich in seiner Nähe zu fühlen. Ihre Augen wachen über ihn, ihr ist, als müßten sie ihn beschützen und beschirmen können.

Jetzt bemerkt sie auch Cölestin, der, unweit von ihrem Gatten zwischen den Trümmern steht und mit einem Beile arbeitet.

Er wendet sich gegen Arnold um und ruft ihm zu, dieser springt über das Gerölle, um, wie es scheint, ihm beizustehen.

Beide arbeiten nun an dieser Stelle gemeinsam weiter, Seite an Seite, unermüdlich, einträchtig, sich gegenseitig unterstützend.

Elsa traten Tränen in die Augen.

Der Mann, den sie für unversöhnlich gehalten, dem sie so oft wehe getan, und der an dem von ihm Begünstigten blutige Rache nehmen wollte, er hatte jetzt alles vergessen.

Der gemeinsame Schmerz um die Leiden anderer, die gemeinsame Gefahr, der sie sich ausgesetzt, in dem unausrottbaren Gefühl tiefer Menschlichkeit hatte sie in einem Augenblick zu Brüdern gemacht.

Sie segnet das Menschenherz, dessen inneres Wesen selbst die Güte ist und das in seiner Größe zum Ideal des Höchsten wird.

Jetzt wirft Cölestin das Beil von sich; die beiden bücken sich noch tiefer, sie knien nieder, ihre dunkel gelockten Häupter berühren sich, indes ihre Hände wühlend etwas heraufarbeiten. Sie haben es, sie halten es, sie begrüßen es mit einem lauten Jubelruf, und Cölestin hebt es empor.

Es ist das Kind, das Neugeborene, es lebt, es schreit.

Die beiden Männer drücken es voll Entzücken abwechseln an ihre Brust und küssen es, dann rufen sie die anderen herbei, um ihnen das Gerettete zu zeigen.

Elsa, immer noch auf ihrem entfernten Plaze stehend, glaubt zu sehen, wie der Geliebte das zarte kleine Wesen sorgsam mit einem Tuch umwickelt und es einem der herbeigeeilten Männer in die Arme legt.

Ihr Auge küßt ihn von der Ferne aus. Da läßt eine Bewegung Cölestins sie unwillkürlich nach diesem hin sehen.

Im jähen Sprung hat er sich aufgerichtet, er ist wie emporgeschneilt von Entsezen. Seine Arme erheben sich und strecken sich beschwörend dem Berg entgegen.

Auch sie muß nach dieser Richtung hin blicken, und - - ihre Augen vergrößern sich, ihre Lippen öffnen sich im Schreck und aus ihrer Kehle, die sich zusammenschnürt, dringt ein Röcheln.

Da oben, da oben -! Die Bergwand, die so frei hervorragt, ist in Bewegung – sie spaltet sich – sie klafft. Die Tannen da oben, ein Wald, sie legen sich um, wie Aehren vom Sturm gebeugt. Und nun ein Wanken und Ineinanderfallen, ein schauerliches Dröhnen – und losgerissen ist das Gestein von allen Seiten, und zu einem wilden Sprunge ausholend, stürzt der schwarze, zuckende Riesenleib senkrecht herunter.

Ein Krachen ist's als ginge die Welt aus den Fugen, ein Donnern, ein Brüllen, das zur Gräßlichkeit gesteigert in den Bergen widerhallt.

Die felsige Masse ist auf das schon vorhandene Gestein wie auf einer Terrasse aufgefallen, aber sie kann unter der Wucht des immer nachstürzenden nicht verweilen und da sie in den selbigen Grund nicht hineingetrieben werden kann, so springt sie in die widerstandslose Luft hinaus.

All diese lagernden Massen werden von den nachfolgenden herausgequetscht, hinausgeschleudert mit unberechenbarer Gewalt, und sie fliegen nun horizontal einer Wolke gleich, die haushohe Felsen mit sich führt, ins Tal hinaus. Rollend kommt es herangeflogen, in Stücken aneinanderstoßend und wieder auseinanderstiebend, jeder Fels in anderen Sprüngen.

Hier spritzt es nach oben wie in einem Bogen durch die Luft, indes der untere Rand fast eine gerade Linie bildet; man kann darunter hindurchsehen.

Elsa, betäubt, von Entsetzen gebannt, blickt nach dem Gatten.

Cölestin hat Arnold gefaßt und reißt ihn mit sich fort.

Sie fliehen in rasendem Lauf – sie werden der Wolke entrinnen.

Da bleibt Cölestin plötzlich stehen; was tut er? will er sie erwarten? Er will es, er wendet die Brust ihr entgegen. – Aber Arnold stürzt vorwärts, immer vorwärts – er wird sich retten! – ja, er wird – Ah! Da rollt auch schon die Wolke heran – ein Poltern und Dröhnen – Entsetzen! Sie sieht sie über Arnold hinwegfliegen – sie sieht ihn noch darunter – eine Sekunde – dann ist alles verhüllt von Rauch und Qualm und Nacht.

Ein Orkan brüllt heran, der Erdboden zittert und der heulende Sturm hat nun auch sie erfaßt. Sie fühlt sich emporgehoben und wieder zu Boden geworfen, mit Erde und kleinen Steinen beworfen – sie verliert das Bewußtsein.

Die schwarze Wolke hat sich gesenkt, alles zudeckend, alles zermalmend in einem Augenblick.

Aber die Masse ist einmal im Schwung, der herabgestürzte Riesenleib ist zu fürchterlicher Lebendigkeit erwacht, und obwohl in Trümmer zerschlagen, scheint jedes Stück noch von einem besonderen Leben durchzuckt.

Die Massen können sich nicht beruhigen, und am Boden angelangt toben sie noch weiter und winden sich und bohren sich ineinander in entsezlichen Zuckungen.

Einem Strom gleich wälzt es sich dahin, das Gestein in unverminderter Wut aneinanderstoßend,

sich überschlagend und wieder im Stoß aneinandertreffend, daß die Funken sprühen und ein tiefer Baß, wie der Ausdruck ihres zornigen Wesens, dazwischen brüllt.

Und außer diesem tiefen und donnernden Lärmen läßt sich ein hohes Quieken vernehmen, ein ohrenzerreißendes, gellendes Knirschen, erzeugt durch die wütende Selbstzerstörung.

Das zerschmettert und zerschellt sich gegenseitig. Durch immerwährendes Aufeinanderstoßen sucht es sich zu verkleinern, zu zerreiben, bis es in dieser Reibung endlich seine Kräfte erschöpft hat.

Jetzt liegt es ruhig und bis zur Glut erhitzt. Unendlicher Staub ist aufgewirbelt und verfinstert die Luft und lagert sich allmählich über diesen Riesenleib, der noch immer atmet, und Dunst und Rauch ausströmt und stinkende, erstickende Dämpfe.

Da läßt sich ein abermaliges Donnern und Brausen vernehmen, und in den Wogen, mit nicht minder verheerender Gewalt, kommt das Wasser einhergestürzt.

Der Waldbach war durch diesen zweiten Sturz verschüttet worden; nach einer Richtung hin durch das Gestein selbst eingedämmt, bricht er sich gewaltsam Bahn nach einer anderen.

Das wildeinhertosende Wasser hat sein Bett verlassen und stürzt nun in brausenden Katarakten über

diese Blöcke hinweg. Es verschlingt den Staub und nimmt den heißen, verpesteten Dampf des Gesteins in sich auf. In hundert Arme sich teilend, stürzt er vorwärts, dem See entgegen.

Die Menschen, die in der Lahn außerhalb des Schuttstromes geblieben waren, sind geflohen.

Allmählich breitet sich Nacht über diese Stätte der Vernichtung, der Verwüstung – eine weiche, laue, friedliche Sommernacht.

Dreizehntes Kapitel

Georg war, der Verabredung gemäß, nach jenem Punkte herabgestiegen, wo er das Paar erwarten durfte, als die erste Detonation erfolgte, die in den Bergen schaurig widerhallte. Er deutete sie richtig. Die befürchtete und doch nicht erwartete Katastrophe war eingetroffen. Die heftige Angst und Besorgnis um das Schicksal der Lahn hatte ihn sofort nach jener Seite des Berges getrieben, von wo er dieselbe übersehen konnte. Die Ortschaft schien ihm von dem Sturze unberührt geblieben, als er aber genauer hinsah, glaubte er zu bemerken, daß die Magazine und mehrere in dieser Richtung liegende Häuschen zerstört und um-

gerissen waren. Darunter mußte sich auch das Haus des Frieder befinden.

Sein alter Freund lag vielleicht unter den stürzenden Trümmern begraben, aber Eva und Sepp mußten bereits das Haus verlassen haben und nach der Villa gefahren sein.

Er begann zu laufen. Seine Angst und Beklemmung stiegen immer höher, und er war noch so weit von dem Orte des Unglücks entfernt.

Da erfolgte der zweite Sturz, gerade vierzig Minuten nach dem ersten.

Das Tosen und Krachen war fürchterlich. Er sah den Berg sich ablösen, sah, wie hierauf eine schwere, undurchdringliche Wolke, wie vom Sturm gejagt, vom Berge hinausfuhr über das Tal, dann verhüllte sich ihm alles in schwarzen Dampf und Staub.

Er folgte jezt nicht mehr dem Wege, geradeaus stürzte er über Klüfte und Schluchten, wo kein Fuß sich sonst hinüberwagt. Er blieb auch nicht immer auf den Füßen, er glitt und kollerte abwechselnd, bis er an der Serpentine des Salzberges angelangt war, und nun wieder den Ausblick gegen die Lahn und zugleich gegen den See hatte.

Entsezlicher Anblick! Die lachende Ortschaft war verschwunden. Nur der äußerste rechtsseitige Winkel der Lahn war verschont geblieben, sonst erinnerte

nichts mehr an das Bestehende, Gewesene, alles war vernichtet in einem Augenblick.

Das Bett des Waldbaches war verschüttet und dieser raste nun in fesselloser Freiheit über den Schutt dahin. Die Schuttmassen aber zeigten in ihrem Dahinfahren ebenfalls die Bewegung eines Wasser- oder Lavastromes: in der Mitte am mächtigsten, am weitesten vorgeschoben, hatten sie hier den See erreicht, während sie an den Seiten, wo auch die Schuttdichtigkeit abnahm, zurückblieben. Aber das Haus seiner Mutter, das letzte von Amsee, lag noch in der Richtung des Stroms. War auch dieses unter dem Schutt begraben? Uebermannnt von seinem großen Schmerz war er niedergesunken, sein Gesicht verhüllend.

Als er nach Minuten sich wieder erhob, erschien er fahl in seiner Blässe und von erschreckender Düsterteit, aber er zeigte jene Entschlossenheit, die, das Schlimmste voraussetzend, auf alles gefaßt ist.

Er ging auf der linken Seite des Schuttstromes dem See entgegen. Sein Blick suchte das Elternhaus und – fand es nimmer.

An seiner Stelle lag der Schutt noch meterhoch, aber hier war auch seine gegen Amsee weitest vorgeschobene Grenze und schon das unweit davon liegende Nachbarhaus war verschont geblieben.

Seine Mutter mußte sich dahin gerettet haben, es konnte nicht anders sein.

Die Türe dieses Häuschens stand offen; mit wankenden Knien trat er ein und sah sich um.

Hier brannte noch das Feuer am Herd, und das Abendessen, die Schotensuppe, stand auf dem Tische, die Teller rundum und daneben die Löffel, aber keine Esser – sie waren geflohen.

Georg setzte sich auf einen Stuhl – die Füße trugen ihn nicht länger.

Nach einer Weile kam ein alter Mann, ein Salzarbeiter, herein und setzte sich ihm gegenüber, stumm und verstört.

So blieben sie eine zeitlang.

„Wo sind die Deinen?“ fragte endlich Georg.

„Die Kinder sind fortgerannt, das Weib auch, aber mein Sohn – der brave Kerl -“

Er brach ab und nur mit der Hand wies er hinüber gegen den Schuttstrom.

Georg senkte den Kopf.

Und wieder sprachen sie nichts, dann fragte er leise und bebend:

„Und meine Alte?“

Die Brust des Befragten hob sich krampfhaft:

„Kannst dir's nicht denken? Wir haben sie noch g'sehen vom Fenster aus, sie ist auf den Knien gelegen

im Gebet – und wie der zweite Kracher kommen ist, da hab‘ ich noch einmal gegen ihre Tür‘ hing’schaut, ich hab g’meint sie müßt‘ rausstürzen wie wir alle – sie ist drin blieben – sie hat g’wartet, was ihr beschieden war.“

Die beiden Männer, das Herz zusammengeschnürt, blickten sinnelos, mit starren Augen vor sich hin. Ihre Lippen öffneten sich nicht mehr.

Es war ganz finster geworden in der kleinen Stube, die Nacht war hereingebrochen.

Jetzt stand Georg auf und reichte dem Alten die Hand.

Dieser nickte nur mit dem Kopfe.

Sie schieden. Keiner hatte für den anderen ein Wort des Trostes.

Vor der Thür stieß Georg mit einem Manne zusammen, der eben hereinwollte; es war Valentin.

Als die Brüder sich erkannten, sanken sie weinend einander in die Arme.

„Die Mutter, die arme Mutter“, schluchzten sie.

Reichliche Tränen erleichterten sie, und sie tauschten nun rasch Fragen und Antworten.

Valentin kam von der Villa drüben; er war dahin bestellt gewesen und hatte sie noch vor dem zweiten Sturz erreicht; er teilte Georg die neue Hiobsbotschaft mit, daß Arnold mit den Männern aus Niederndorf

nach der Lahn gefahren, um den Verunglückten Hilfe zu bringen, und das Elsa, die ihnen gefolgt war, ebenfalls noch vor der Katastrophe das diesseitige Ufer erreicht hatte.

Georg brach unter dieser Nachricht zusammen. Er hatte gemeint daß das Maß seiner Wehes nicht überschritten werden könnte, und nun öffnete sich ein Abgrund neuer , wüthender Schmerzen.

Arnolds, des teuren Freundes Schicksal und das all dieser Braven war besiegelt; keiner von ihnen konnte entronnen sein, ein Leichenstein deckte sie alle – und Elsa, Elsa war also auch der Vernichtung anheimgefallen!!

Valentin aber suchte ihm, tröstend, die Ueberzeugung beizubringen, daß Elsa, die des Waldbaches wegen sicherlich weit links gelandet war und also in jenem äußersten Winkel sich befand, der verschont geblieben, garnicht Zeit haben konnte, bis nach dem Absturzgebiete vorzudringen. In jedem Falle hatte sie sich noch retten können. Er hatte auch schon in Amsee nach ihr geforscht, sie suchend war er hierhergekommen und er wollte nun, das Trümmerfeld übersezend, an jener Stelle der Lahn Nachschau halten, die weder das Gestein, noch das Wasser erreicht hatte.

Es war eine kleine winzige Hoffnung, aber mit der Möglichkeit sie aufzufinden, sie lebend noch zu tref-

fen, erstand Georg eine plötzliche Energie, eine eiserne Willenskraft.

Was galt ihm jetzt noch das eigene armselige Leben, er wollte es an die eine Aufgabe setzen, sie wiederfinden oder untergehen!

Die Brüder betraten zusammen das Trümmerfeld, aber sie trennten sich bald. Vorsichtig schreitend, der Pfad war lebensgefährlich, und sorgsam spähend, verfolgten sie eine etwas verschiedene Richtung.

Der Vollmond war aufgegangen und er glitzerte und flimmerte in den kleinen Seen, die das Wasser gebildet, und sprang auf in die Fluten, die über das Gestein hinwegstürzten. Das Rauschen des Wassers erscholl mächtig durch die stille Nacht, eine große vielstimmige Symphonie.

Sonst war alles Schweigen, das Schweigen des Todes.

Aber horch, was ist das? Seufzen läßt sich vernehmen, das Wasser übertönt es; aber es ist Menschenton, und jetzt wiederholt es sich, es ist die Stimme eines Weibes.

Elsa lag noch immer an der Stelle, wo sie zusammengesunken war. Das Wasser war allmählich bis hierher gedrungen; es hatte sie erreicht, es belebte sie, erweckte sie zu teilweisen Bewußtsein. Sie will sich

erheben – ihr Gewand ist naß und schwer, es klebt ihr am Leibe – und Nacht umgibt sie. – Sie glaubt noch zu träumen und wieder schließt sie die Augen. Aber nach und nach kehrt ihr Wahrnehmungsvermögen deutlicher zurück – und die Erinnerung. – Da springt sie mit einem Schrei in die Höhe.

Sie will wiedersehen, was sie zuvor, zuletzt gesehen, sie will ihn wiedersehen! Ihre Stellung ist dieselbe, ihre Augen suchen in die gleiche Richtung. Sie strengen sich an, um ihn zu entdecken, um ihn wiederzufinden, ihr Teuerstes, ihr Alles. - Dort – dort oben hat er gestanden, und sie hat ihn gesehen, wie er das Kind aus den Trümmern hervorzog und es geküßt hat und an sein Herz gedrückt, und dann – sie streckt die Arme gegen den Berg aus, als wolle sie zurückhalten, was Gräßliches, Verderbenbringendes von dort gekommen – die Wolke, die schwarze Wolke – sie hat sie über ihn gesehen – ihn deckend – ihn –

Sie stößt einen Schrei aus, einen wilden furchtbaren Schrei - - es ist Wahnsinn!

Ihr Kopf kann es nicht fassen, will es nicht fassen, jeder Nerv sträubt sich dagegen. Nein, nein, nein! – es ist zu gräßlich!!

Da greift die geängstigte Natur zu ihrem letzten Hilfsmittel: Ihre Vorstellungen verwirren sich, ihr Intellekt ist gestört, Wahrheit und Trug, Phantasie und

Wirklichkeit mengen sich zusammen. Dort – erhebt es sich nicht dort?! Ja – ja, dort ragt er in die Höhe – dort – das ist er – er muß es sein.

Sie will ihn erreichen, sie stürzt auf ihn los. Aber schon hat ihr Fuß nicht mehr ebenen Boden unter sich. Da liegen Schutt und Gerölle und Felsentrümmer ineinander gemengt, aufeinander gehäuft, und das Wasser braust darüber hinweg, versperrt ihr den Weg, will sie zurücktreiben. Aber nicht kann sie halten und hindern. Er ist dort – im schwankendem Licht des Mondes glaubt sie ihn zu sehen, er bewegt sich.

„Arnold,“ ruft sie, die tosenden Wasser verschlingen jeden Ton. Er kann sie nicht hören.

Aber sie will zu ihm, will ihm näher und näher kommen.

Sie klimmt über das Gerölle, über die Trümmer hinweg mit unglaublicher Kraft und Kühnheit; sie stürzt wohl einmal, aber sie erhebt sich wieder.

Hier sind Stellen fein zerriebenen Gesteins, das Wasser hat hier kleine Seen gebildet, sie wadet sie durch bis zu den Blöcken, die daraus hervorragen; sie schwingt sich über sie hinweg und setzt ihren Weg fort, immer nach einer Richtung, einer Stelle entgegen mit der Energie des Wahnsinns. Aber was sich dort erhebt, scheinbar in Manneshöhe, es scheint zu wachsen, je näher sie herankommt, es wird zum Riesen.

Sie steigt auf Blöcke um es zu erreichen – endlich!
– nach dem Geliebten, Teuren streckt sie die Arme
aus, sie hat ihn vor sich, sie glaubt ihn zu umfassen.

Ach, ihre Arme sind ja so klein, so kurz, sie reichen nicht ihn zu umschlingen – und sein Körper ist so kalt, so eisig kalt – hu -. Ach, es ist auch so lange, daß er hier gestanden. Fester drückt sie sich an ihn, der Teure soll an ihrer Brust erwärmen; und sie spricht zu ihm, süße zärtliche Worte. O Glück, er antwortet ihr wider. Es ist der singende, kluksende Ton des Wassers, aber sie erkennt darin seine Stimme, den lieben, warmherzigen Ton.

Aber sein Leib wird immer kälter – und es durchschauert auch sie. Er soll fort, sie will ihn hinwegbringen, sie faßt ihn an mit übermenschlicher Kraft, sie will ihn rücken, ihn heben. Umsonst, umsonst! Sie verschwendet all ihre Kräfte, er rührt sich nicht. Da fängt sie zu bitten an, zu flehen – in wachsender Angst und Verzweiflung ruft sie seinen Namen in die Nacht hinaus und schreit ihn endlich laut und überlaut, bis sie gebrochen, erschöpft zusammensinkt. - - -

Georg, der suchend zwischen den Trümmern herumirrt, selbst den Wahnsinn nahe, hat den Ruf gehört; er war zu ihm gedrungen trotz des tosenden Wassers. Einen Augenblick steht ihm das Herz still,

dann horcht er mit gespannter Aufmerksamkeit. Er hört nichts als das Wasser.

Aber er will sich nicht getäuscht haben und die bereits ermatteten Glieder gehorchen voll neuer Kraft jener Energie, die Wunder vollbringt.

Er springt von Stein zu Stein, über alle Hindernisse hinwegsetzend, um rasch dahin zu kommen, von wo der Ruf erschollen: dann hält er doch wieder einen Augenblick inne, und späht und horcht.

Er sieht nichts, er hört nichts, alles ist stumm und nur das Wasser rauscht in so seltsam klagenden Tönen.

Und wenn er sich doch getäuscht hätte!?

Er wischt sich den perlenden Schweiß von der blassen Stirn, auf der die Adern mächtig angeschwollen sind; dann taucht er die hohle Hand ins Wasser und näßt sich den Mund, der trocken ist und heiß.

Dann dringt er wieder vorwärts auf diesem Leichenfelde. „Was willst du hier,“ ruft er sich selber zu, „hier kann es doch nichts Lebendes mehr geben.“ Sein Auge trifft auf einen mächtigen Block, der sich vor ihm auftürmt. Was vordem hier gewesen, das war im Augenblick vernichtet, auf Atome zerstampft; sein Blick irrte darüber hinweg, da blitzt es vor ihm auf im Strahl des Mondes, goldig schimmert es ihm durch die Nacht entgegen.

Er springt darauf los, im Augenblick hat er es erreicht. Es ist das Goldhaar Elsas, und er sieht nun auch den Körper des jungen Weibes über den Felsen dahingestreckt.

Er faßt ihn in seine Arme mit einem jähen Gefühl von Seligkeit, von Glück, das es ihn faßt die Besinnung raubt; aber schon tritt ihm wieder die bängliche Sorge ans Herz: Ihr Körper ist kalt und starr, erstarrt wie alles hier – wäre er zu spät gekommen? Ihre Füße stehen auf dem kalten Felsenboden, und ihre Kleider sind naß, sie kleben an dem ganz durchkälteten Leib, der, an den Felsen hingeschmiegt, all seine Wärme an ihn abgegeben hat.

Er setzt sich auf einen Block und zieht die Gestalt noch fester in seine Arme, und fühlt und prüft; all seine Nerven liegen in seinen Fingern. Ihr Herz schlägt, schwach, kaum hörbar, aber doch – sie lebt!

Er will dies Leben erhalten, das ihm teurer ist als das eigene, er will es zu kräftigerer Betätigung wieder erwecken: Er bringt seinen Mund an den ihrigen, atmet seinen Atem ihr ein, und drückt sie dabei an seine Brust, um sie zu wärmen.

Ja, hier ist Wärme; und ihre Brust hebt sich jetzt und ihre Lippen bewegen sich.

Sie atmet kräftiger, und unbewußt und in dem rein physischen Drange, legt sie die Arme um seinen Hals und schmiegt sich fester noch und inniger an ihn an.

Hier ist Leben, es durchströmt sie, es bringt Wärme und Leben auch in ihre erstarrten Glieder zurück, und das tut wohl – so wohl.

So hält er sie und sieht auf sie herab, voll Glück und heiligen Mitleids, wie eine Mutter auf ihr gerettetes Kind, und schluchzt laut auf in Freude und Jammer.

Wird er nun mit seiner Last den Weg über die Gesteinsmassen nehmen können, wird er sie unbeschädigt darüber hinwegbringen? Er traut sich Riesenkräfte zu.

Er wagt es, sie in seinen Armen haltend, sich mit ihr zu erheben.

Mit unsäglicher Mühe und Anstrengung schreitet er vorwärts, bald im Geröll versinkend, bald im Wasser wattend, dann wieder vor einem Block angelangt, mit einem Fuß den Punkt sich wählend, auf den er treten kann, um mit seiner Last hinüber zu kommen, jeden Augenblick in Gefahr zu stürzen. Die Muskeln seiner Arme, die Muskeln seines Halses treten weit vor, sein Körper bebt, sein Atem ist keuchend, da hält er inne – er kann nicht mehr weiter – es ist unmöglich. Er schreit laut um Hilfe, und der Ruf wird gehört,

man antwortet ihm – Valentin ist einige Augenblicke später an seiner Seite, ihm Hilfe bringend.

Vierzehntes Kapitel

Elsa war nach der Villa gebracht worden, aber ihre Freunde beschlossen, noch ehe der Tag anbrach, sie von dem Orte zu entfernen, wo alles Zeuge ihres Glücks gewesen und wo ihrem wiedererwachenden Bewußtsein der Verlust in seiner ganzen Furchtbarkeit sich enthüllen würde. Georg bestand darauf, daß sie nach Wien gebracht und dort einen berühmten Arzt für Geisteskranke übergeben werde.

Das geschah, und dieser bestätigte die Vermutung, daß die Störung ihres Geisteslebens nur eine vorübergehende sein werde.

Die alles heilende Natur war in dem Individuum hier sich selbst zu Hilfe gekommen; und um diesem übergroßen Schmerz zu begegnen, hatte sie Wahnvorstellungen erzeugt, ihn damit einlullend, wie eine Mutter ihr krankes Kind mit Märchen.

Nach dieser beruhigenden Versicherung trennte sich Georg von Elsa und von all seinen Lieben; er wandte dem heimatlichen Boden den Rücken und ging nach Deutschland. Er trug an Leid,, was ein

Mannesherz davon zu ertragen vermag, aber er hatte der Not des Lebens fest ins Auge geblickt und ihr wahres Wesen erkannt. Er hatte erkannt, daß nicht die Willkür eines Unerforschlichen dieselbe verhängt, sondern daß die Beschränktheit und Kurzsichtigkeit der Menschen, die Unersättlichkeit und Ausbeutungslust Einzelner, die alles, und den Boden selbst, auf dem sie leben, unterminiren, daß die Unfähigkeit, die Welt in ihrer Ganzheit zu erfassen, mit all den in ihr wal tenden und wirkenden Kräften diese Not verschulde.

Aber diese Erkenntnis beugt nicht nieder, sie erhebt. Liegt doch hier die Möglichkeit einer Besserung in uns selbst, ja sie ist sogar Gesetz und Bedingung einer fortschreitenden Entwicklung. Damit ist alle Kraft des Wollens und Denkens und alle Kraft des Herzens uns wieder zurückgegeben, und so hatte sie auch Georg vermocht, was ihm an Liebe und Wollen geblieben, was als ein Unverwüstliches in ihm lag, seinen Brüdern zuzuwenden, die mit ihm litten.

Er mußte verzichten auf persönliches Glück, so schmerzhaft es ihm auch wurde, aber er wollte als ein tätiges Mitglied in jenen großen Bund der Geister treten, die, von einer neuen Weltanschauung ausgehen, das Glück der Menschheit, die Veredelung und Verschönerung des Daseins als Bestimmung und Recht

erkannten, das freilich nur die Menschheit in ihrer Gesamtheit zu verwirklichen vermag.-----

Die furchtbare Katastrophe, von der hier ein armes Gebirgsdorf getroffen worden, hatte der Telegraph in alle Welt getragen und die Teilnahme, die sie allenthalben erweckte, war eine außerordentliche.

Um dieser öffentlichen Teilnahme und Neugierde zu genügen, wurden einige Bahnzüge nach Solenbad veranstaltet, und die Straße nach Amsee wurde nicht leer von Fuhrwerk aller Art und von Pilgern, die zu Fuß nach dieser Stätte des Schreckens wallfahrtete.

Auch die Kirchen waren im ganzen Lande überfüllt und der Messen und Totenfeiern, die für das Seelenheil der Unglücklichen abgehalten wurden, die so jäh und unvorbereitet in das Jenseits abberufen worden, war kein Ende.

Als eine Strafe des Himmels, als eine Mahnung, auf der Bahn des Verderbens einzuhalten und in Demut und Reue zu Gott zurückzukehren, wurde diese Katastrophe von allen Frommen aufgefaßt. Aber zugleich mit ihrer großen Demut empfanden dieselben ein Gefühl stolzer Genugthuung, daß sie selbst zu denen gehörten, die das Gericht verschonte. Um sich aber auch für die Zukunft ein wenig sicher zu stellen, beschlossen sie ihrer Demut und Frömmigkeit ein sichtbares Zeichen zu errichten. Die junge Gräfin He-

lene Falkenau, die in diesen Tagen mit ihrem Kousin Hugo sich ehelich verbunden, stellte sich mit Gräfin Dönhof an die Spitze der Sammlungen, die ein erhebliches Resultat ergaben.

Und so erhob sich schon ein Jahr später an diesem armen verwüstetem Ort ein stolzer, hochaufragender Bau, eine Sühnkapelle.

Dort wanden sich die Menschen im Gefühle ihrer Ohnmacht, ihres Unrechts und ihrer Sünde -. Jenseits des Ozeans aber in einem am Ohio reizend gelegenen Städtchen finden wir das Weib, das von dieser jähren Katastrophe am grausamsten getroffen worden war, einem jungen und neuen Leben zugewendet, von neuen Hoffnungen und seligem Lieben erfüllt, als Mutter. Elsa war mit dem Ehepaar Hofer hierher gekommen.

Die innigste Freundschaft verbindet sie mit Valentin und Eva, mit diesen guten Menschen, die in ihrem Unglück ihr so treu zur Seite gestanden und sie so zärtlich gepflegt hatten.

Sie hatten beschlossen sich nicht mehr zu trennen. Gemeinsam bewohnen sie das kleine Haus, in dem auch Valentins Werkstatt für Kunsttischlerei sich befindet.

Elsa sitzt an einem Julitag auf einer Art Veranda, die, üppig umwachsen, nach dem großen noch wenig kultivirten Garten hinausgeht.

Sie ist ganz in weiß gekleidet; ihr Gesicht ist schmaler und blasser, aber die schönen dunklen Augen darin haben einen Blick wunderbarer Milde und Zärtlichkeit. Mit einem sanften Lächeln beugt sie sich über das Bettchen aus Stoffgeflecht, in dem ihr Kind schläft.

Es ist ein Knabe, und er ist so herrlich, schön und kräftig wie Kinder es sind, die einen freien Bunde der Liebe und leidenschaftlicher Zärtlichkeit entsprossen sind.

Ein leichter Wind weht kühlend von Osten her, er läßt die Gazevorhänge auseinanderflattern und berührt kosend die vom Schlafe roten Wängelchen des Knaben.

Er erwacht; mit großen frischen Augen sieht er die Mutter an und lacht, das vier Monat alte Bübchen kennt sie schon.

Sie lacht ihm wieder zu und spricht mit ihm; dann nimmt sie ihn aus dem Bettchen und in zärtlicher Sorge legt sie ihn an die nährende Brust, die er mit gieriger Lust erfaßt.

Mit welcher mütterlicher Wonne sieht sie zu ihm hernieder! – Die höchste und tiefste, die reinste und uneigennützigste Liebe ist doch die der Mutter!

Seit diesem armen Weibe, die der Verlust des heißgeliebten Gatten wahnsinnig gemacht hatte, die süße Ahnung aufdämmerte, daß sie sein junges Leben in

sich trage, waren die Schatten, die sie über ihren Geist gelegt, geflohen, eine wohltätige, heiligruhige Stimmung war über sie gekommen.

Und als sie Gewißheit erlangte, hatte sie erleichternde Tränen der Freude geweint. Von da an hatte sie kraftvoll den tiefen Gram zurückzudrängen gesucht, um das süße Vermächtnis nicht zu schädigen, und sie pflegte ihren Leib um seinetwillen, und sie liebte sich, weil sie so indiskret das neue Keimende zugleich mit Liebe umfing.

So ward sie im innersten Gemüt der Hoffnung und dem Glücke wiedergegeben.

Mit ihrer Weltanschauung waren ja auch keine beängstigenden Vorstellungen verbunden, die ihre gesunde Kraft paralisirt und dem ewigen Regenerationsprozesse der Natur sich entgegengestellt hätten.

Ihr Gemüt war unbefangen und rein. Sie klagte weder ein allmächtiges Wesen der Grausamkeit an, noch sich selbst einer Sünde, die diese Verschuldet haben könnte. Auch den Menschen, die, wären sie mit größerer Voraussicht begabt gewesen und nicht absichtlich blind gegen die sich häufenden Vorzeichen, dem Unglück hätten aus dem Wege gehen können, vermochte sie nicht zu zürnen. Sie hatte diese Menschen gesehen in ihrer heldenhaften Hingebung und

Selbstvergessenheit, sie liebte sie, wie ihr Arnold sie geliebt hatte.

„Auch du wirst sie lieben,“ flüsterte sie, indem sie einen innigen Kuß auf die schon jezt kräftige Stirne ihres Sohnes drückte. „Ich werde dich's lehren. Was dein Vater ersehnt, erstrebt, was sein edler Geist als Recht erkannt, ich will es dir ins innerste Herz pflanzen. So übernimmt die Zukunft die heilige Mission, die unvollendete, die Vergangenheit.“